

## 4 Die ‚Bedingtheit‘ der Gattung Reisebericht: Wahrnehmung, Darstellung und Zwecke

### 4.1 Vier Kernfragen nach den Eigentümlichkeiten eines Reiseberichts

Wahrnehmung, Darstellung und Zwecke des Reiseschriftstellers bestimmen seinen Bericht. Es scheint gerade für die Reisetexte Waiblingers von Bedeutung, sich vor ihrer Untersuchung dieser Konstituenten der Gattung im Allgemeinen klar zu werden: Waiblingers ‚Reisebilder‘ erschließen sich in ihrer Besonderheit ganz wesentlich durch die Untersuchung ihrer spezifischen wahrnehmungstheoretischen Voraussetzungen wie ihrer besonderen poetischen Intentionen. Doch auch für die Reiseberichtsforschung im Allgemeinen kann die grundsätzliche Verständigung über die Bedingungen und Bedingtheiten eines Reiseberichtes, wie wir sie im Folgenden versuchen, wertvolle Anregungen geben. Dabei wird davon ausgegangen, dass sich die Eigenheiten jedes Reiseberichtes über vier Fragen erschließen lassen, die auf Wahrnehmung, Darstellung und Zwecke zielen. Diese These möchten wir durch einen direkten Vergleich veranschaulichen: Im folgenden betrachten wir die Berichte von drei Italienreisenden, die im Abstand von etwa sechzig Jahren nach Venedig kamen und über eine der Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt berichteten: den *Rialto*.

Daß vom *Rialto* zahlreiche Beschreibungen in Reiseberichten vorliegen, ist nicht erstaunlich. Die Brücke war bis ins 19. Jahrhundert die einzige Landverbindung über den *Canal Grande*, der Venedig in zwei Hälften teilt. Er ist daher bis heute für die Infrastruktur der Stadt von besonderer Bedeutung. Bis ins 16. Jahrhundert hinein war die Brücke aus Holz gefertigt; erst 1591 fand die Fertigstellung der noch heute existierenden Steinbrücke nach Entwürfen des Architekten Antonio da Ponte statt. Da Pontes Bauwerk gelangte dabei nicht nur durch die besondere Bedeutung seiner Funktion (einzige Landverbindung über den *Canal Grande*) zu Ruhm, sondern auch wegen seiner Konstruktion aus einem einzigen Bogen, ohne tragende Zwischenpfeiler im *Canal*, die den Schiffsverkehr behindert hätten.

Im Jahr 1740 hatte zum ersten Mal Johann Caspar Goethe das berühmte Bauwerk direkt vor Augen. In seinem *Viaggio per l'Italia* berichtet er:

Sie [die Brücke, CG] spannt sich über den Canal Grande, der die Stadt in zwei Hälften teilt, und besteht nur aus einem einzigen Bogen; erbaut ist sie aus weißem Marmor, und man kann sie auf drei Gassen überqueren. Zu beiden Seiten der mittleren Gasse befinden sich 24 Läden für Galanteriewaren. Aus der an der Brücke angebrachten Inschrift erfährt man, wann sie erbaut worden ist und gleichfalls, vorausgesetzt die Rechnung stimmt, wann die Stadt gegründet wurde.<sup>46</sup>

Daran schließt sich das Zitat der erwähnten Inschrift an, das der Autor nicht versäumt mitzuliefern. Der Schriftsteller vermittelt hier ‚objektive‘ Merkmale der berühmten Brücke, in dem er vor allem ihre Funktionen und Funktionalitäten genau verzeichnet. Johann Caspar Goethes berühmter Sohn dagegen wird von seiner Reise, die 46 Jahre danach stattfindet (die Veröffentlichung und Redaktion des Reiseberichts erfolgt bekanntlich erst später und etappenweise), anders über den *Rialto* berichten:

---

<sup>46</sup> Johann Caspar Goethe, *Reise durch Italien im Jahre 1740 (Viaggio per l'Italia)*, hrsg. von der Deutsch-Italienischen Vereinigung, übersetzt von Albert Meier und Heide Hollmer, München (dtv) 1999 (vierte Auflage), S. 58

Ich fand leicht den großen Kanal und die Hauptbrücke Rialto; sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter ist es eine große Ansicht, der Kanal gesät voll Schiffe, die alles Bedürfnis vom festen Lande herbeiführen und hier hauptsächlich anlegen und ausladen, dazwischen wimmelt es von Gondeln. Besonders heute, als am Michaelisfeste, gab es einen Anblick wunderschön lebendig; [...].<sup>47</sup>

Beide Goethes stellen in ihren Reiseberichten die *Rialto*-Brücke dar. Doch vermitteln sie dem Leser unterschiedliche Merkmale. Wie sich aus ihren Darstellungen schließen läßt, haben offenkundig beide Subjekte denselben Gegenstand unterschiedlich wahrgenommen – und/oder sie verfolgen mit ihrer unterschiedlichen Darstellung verschiedene Zwecke. Beide Darstellungen stimmen nur in der Verzeichnung eines wesentlichen Merkmals der Brücke überein, ihrer Konstruktion aus einem einzigen Bogen.

Weitere sechzehn Jahre nach Johann Wolfgang Goethe kommt ein anderer deutscher Italienreisender nach Venedig. Auch er besucht die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt, allerdings geschieht dies „in einigen Stunden, von der Kathedrale des heiligen Markus herab bis auf das kleinste Kapellchen der ehemaligen Beherrscherin des [sic!] Adria.“ Er verweist den Leser seines Reiseberichts, der eine genauere Beschreibung erwartet, auf die einschlägige Literatur: „Wenn ich Künstler oder nur Kenner wäre, könnte ich Dir viel erzählen von dem was da ist und was da war. Aber das alles ist Dir wahrscheinlich schon aus Büchern bekannt; [...]“<sup>48</sup>. Von der Rialto-Brücke berichtet dieser Reisende nur lakonisch in einem Halbsatz: „Der Palast der Republik sieht jetzt sehr öde aus, und der Rialto ist mit Kanonen besetzt“<sup>49</sup>. Wer hier in nahezu demonstrativer und provokanter Kürze eine Hauptsehenswürdigkeit Venedigs abhandelt, ist Johann Gottfried Seume. Deutlich hebt sich sein Bericht von den Beschreibungen des *Rialtos* durch die beiden älteren Venedigbesucher ab.

Die beiden Goethes stellen in ihren Berichten vom *Rialto* Merkmale der Brücke dar. Goethes Vater verzeichnet Funktionen, die der Brücke an sich zukommen (Verbindung der getrennten Stadtteile, architektonische Dreigliedrigkeit, etc.). Auch sein Sohn bezeichnet sie durch Merkmale, die ihr selbst zukommen (ein einziger Bogen aus weißem Marmor), läßt aber auch ästhetische Urteile einfließen (er genießt die „große Ansicht“ von der Brücke herab). Daß der *Rialto* einen Ausblick über den *Canal* ermöglicht, ist zwar durchaus ein Merkmal, das der Brücke an sich zukommt (der Architekt hat an ihrem Scheitelpunkt eine Art Aussichtsplattform freigelassen, also den ‚Aussichtsblick‘ zu einer ihrer Funktionen bestimmt), die ‚ästhetische Größe‘ dieser Aussicht, die Goethe behauptet, bedeutet aber ein subjektives Urteil. Was Seume schließlich vom *Rialto* notiert, ist gar kein Merkmal mehr der Brücke an sich, vielmehr der Zeit, in der er die Brücke sieht: Die Kanonen sind Kennzeichen der Besetzung Venedigs durch österreichische Truppen. Um Informationen über die Merkmale zu erhalten, die der Brücke (und den anderen venezianischen Sehenswürdigkeiten) selbst zukommen, verweist Seume seine Leser auf die einschlägige Literatur.

Die Eigentümlichkeit von Reiseberichten liegt in der unterschiedlichen Wahrnehmung der reisenden Subjekte und der je verschiedenen Darstellung dieser Wahrnehmungen begründet. Diese Unterschiede von Wahrnehmungen und Darstellungen wiederum können mit den jeweils verschiedenen Zwecken der Reiseschriftsteller

---

<sup>47</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 11, *Autobiographische Schriften III*, München (dtv) 1998, S. 68;

<sup>48</sup> Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 89

<sup>49</sup> ebd., S. 89

zusammenhängen – wir werden also auch danach zu fragen haben, mit welchem Zweck Goethes Vater sorgfältig ‚objektive Merkmale‘ notiert, oder warum Seume sich nur für die Kanonen auf der *Rialto*-Brücke interessiert. Man kann sagen: Wahrnehmung, Darstellung und Zweck bedingen als Konstituenten wesentlich die Heterogenität der Textgattung ‚Reiseliteratur‘. Mit folgenden Kernfragen lassen sie sich erschließen:

1.) *Welches Subjekt nimmt wahr?*

Wahrnehmung ereignet sich bei der Begegnung eines Subjekts mit der Objektwelt. Wir werden also nach diesem Subjekt fragen müssen, nach den Voraussetzungen und Bedingtheiten seiner Wahrnehmung. Auch der Grad der Präsenz eines Subjekts im Reisetext ist relevant: In vielen Reiseführern etwa, einer Subgattung der Reiseliteratur, ist oftmals gar kein Subjekt unmittelbar präsent. So kann die Präsenz (oder Absenz) des wahrnehmenden Subjekts als ein Merkmal zur Klassifikation von Reisetexten dienen.

2.) *Welche Wahrnehmungen werden dargestellt?*

Diese Frage zielt zunächst auf die Objekte, bzw. die spezifischen Merkmale an Objekten, die vom Subjekt wahrgenommen werden. Goethes Vater, Goethe selbst und Seume nehmen ein identisches Objekt sehr unterschiedlich wahr. Außerdem richtet sich ihre Wahrnehmung oft auf völlig unterschiedliche Objekte: Goethes Vater stellt beispielsweise kaum die Wahrnehmung italienischer Landschaften dar; dafür interessieren sich etwa Seume und Johann Wolfgang Goethe wenig für die von Johann Caspar Goethe so aufmerksam betrachteten und sorgfältig verzeichneten Gebäudeinschriften.

Auf die Wahrnehmung eines Subjekts kann dabei nur aus der Darstellung im Text geschlossen werden, weshalb wir Wahrnehmung und Darstellung in dieser Arbeit nicht getrennt betrachten wollen: Es ist durchaus möglich, daß auch Goethes Vater *privatim* den ‚schönen Ausblick‘ von der *Rialto*-Brücke wahrgenommen hat, wie Jahrzehnte später sein Sohn. Er stellt ihn aber nicht dar. Diese ‚Vermitteltheit‘ der Wahrnehmungen durch die Darstellung ist dabei kein Pferdefuß für unsere Untersuchung, da wir kein biographisches Ziel verfolgen, sondern die Eigentümlichkeit von Reisebericht-Texten untersuchen.

3.) *Wie wird wahrgenommen und dargestellt?*

Gemeint ist die Frage nach dem ‚Modus‘ der Wahrnehmung und Darstellung, wie etwa: Sind die dargestellten Wahrnehmungen nüchtern oder enthusiastisch? Werden ‚Wahrnehmungsmodi‘ im Text thematisiert?

4.) *Welche Zwecke des wahrnehmenden und darstellenden Subjekts liegen zugrunde?*

Beispielsweise: Welchen Zweck verfolgt Seume, wenn er die Kanonen auf dem *Rialto* schildert? Oder: Wozu soll der Text dem Leser dienen, welche Funktionen erfüllt er?

Darstellung, Wahrnehmung und Zweck spannen ein komplexes Beziehungssystem auf. Alle drei Konstituenten üben wechselseitigen Einfluß aufeinander aus, so daß bei der getrennten Betrachtung von Wahrnehmung und Darstellung einerseits und den Zwecken eines Textes andererseits immer wieder Verweise auf die gegenseitige Abhängigkeit dieser Faktoren erfolgen müssen.

## 4.2 Wahrnehmungstheorie und die Entwicklung des Reiseberichts in der Goethezeit

Wenn die Fragen nach Wahrnehmung, Darstellung und Zweck tatsächlich die Eigentümlichkeiten eines reiseliterarischen Textes erfassen, muß mit ihrer Hilfe auch die historische Entwicklung der Gattung beschreibbar sein. Die Reiseliteraturforschung beschreibt die Wandlungen, die der Reisebericht im 18. und 19. Jahrhundert nimmt, einmütig als zunehmende ‚Subjektivierung‘ der Gattung. So Brenner: „Das allenthalben sichtbar werdende und bei Heine am forciertesten betriebene Hervortreten der Subjektivität mit der formalen Konsequenz des Fragmentarismus ist der gemeinsame Nenner, der dieser Epoche der Reiseliteratur [um 1830, CG] ihre Einheit gibt.“<sup>50</sup> Ebenso stellt Griep eine „Subjektivierung des Mitgeteilten“ fest, indem er auf die „neue Gewichtung von Beurteilen und Meinen“<sup>51</sup> verweist. In diesem Sinne formuliert auch Wuthenow: „[...] mehr und mehr wird nun neben dem Was, den Inhalten der Reisebeschreibung, ihren Gegenständen, das Wie bedeutend, also die Erlebnisform, die Art der Erfahrung, die etwas anderes ist als die Registrierung des neugierig-Wahrgenommenen.“<sup>52</sup> Stewart führt zur Beschreibung der Entwicklungen des Reiseberichts die Termini ‚Autoptik‘ und ‚Autotelik‘ ein<sup>53</sup>; auch diesen Begriffen, die auf die Wahrnehmung und Zwecke des reisenden Subjekts zielen, liegt die These von der ‚Subjektivierung‘ der Gattung Reisebericht zugrunde. Ausdrücklich vom Vordringen der ‚Subjektivität‘ in den Reisebericht spricht auch Manfred Link. Er bezieht sich auf die Zeit nach dem Erscheinen von Sternes *A Sentimental Journey* (1768): „Empfindsamkeit und Subjektivität heißen jetzt die Losungsworte.“<sup>54</sup> Nach Link und Brenner korrespondiert diese ‚Subjektivierung‘ dabei auch mit der Tendenz zur Poetisierung und ‚Literarisierung‘ des Reiseberichts<sup>55</sup>. Es herrscht in der Forschung also Einigkeit über das Phänomen der ‚Subjektivierung‘. Es ist in dieser Arbeit daher auch danach zu fragen, ob das Symptom der ‚Subjektivierung‘ als Wirkung von Veränderungen im Beziehungssystem von ‚Wahrnehmung, Darstellung, Zwecke‘ erklärbar ist. Sind die drei Faktoren wesentliche Konstituenten der Gattung ‚Reiseliteratur‘ und ihrer Subgattungen, müssen sie als Ursache der ‚Subjektivierung‘ lesbar sein. Das soll im folgenden näher untersucht werden, beginnend mit der Wahrnehmung.

Im Reisebericht liegt uns stets ein Dokument von Wahrnehmungen vor: Er stellt einen Teil der Wahrnehmungen eines Subjekts auf einer Reise dar. Ein Reisender notiert, wie er einer (mehr oder minder fremden) Objektwelt begegnet ist und was er dabei wahrgenommen hat<sup>56</sup>. Wenn wir die ‚Wahrnehmungen‘, die in einem Reisebericht

---

<sup>50</sup> Peter J. Brenner, *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, 2. Sonderheft, Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1990, S. 323

<sup>51</sup> Wolfgang Griep, *Reiseliteratur im späten 18. Jahrhundert*, in: Grimmiger, R. (Hg.), *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 3, München-Wien (Hanser) 1980, S. 739-764, Zitat S. 750

<sup>52</sup> Ralph-Rainer Wuthenow, *Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung*, Frankfurt am Main (Insel) 1980, S. 15

<sup>53</sup> Vgl. William E. Stewart, *Reisebeschreibung und ihre Theorie im Deutschland des 18. Jahrhunderts*, Bonn 1978

<sup>54</sup> Manfred Link, *Der Reisebericht als literarische Kunstform von Goethe bis Heine*, Köln (Diss.) 1963, S. 41

<sup>55</sup> vgl. dazu: Peter J. Brenner, *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, 2. Sonderheft, Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1990, S. 275

<sup>56</sup> Zur Diskussion der Begriffsdefinition ‚Reisebericht‘ vgl. am aktuellsten: Thorsten Fitton, *Reisen in das fremdliche Pompeji. Antiklassizistische Italienwahrnehmung deutscher Italienreisender 1750-1870*, Berlin und New York (De Gruyter) 2004

dargestellt sind, untersuchen, müssen wir sowohl das Subjekt als auch die ‚wahrgenommene‘ Objektwelt betrachten. Beide, Subjekt wie Objekt, unterliegen inneren und äußeren Einflüssen. Im Ergebnis ihrer ‚Begegnung‘ potenzieren sich diese Einflüsse, d.h. ‚Wahrnehmung‘ ist vielfältig bedingt, sowohl von der Seite des Subjekts als auch von der des Objekts her, die wir beide betrachten müssen.

Die Gegenstände, denen das reisende Subjekt begegnet, wandeln sich selbst unter historisch-kulturellen oder historisch-natürlichen Einflüssen: Das Italien von 1740, das Goethes Vater bereist, ist ein anderes als das Italien von 1786, in das der Sohn kommt. Oder: Im Winter ist die italienische Natur eine andere als im Sommer. Die ‚Geschichtlichkeit‘ der Gegenstände bedingt, daß sie in der Zeit unter Umständen nicht mit sich selbst identisch bleiben. Unterschiedliche Wahrnehmungen verschiedener Reisender können also durch diese Geschichtlichkeit der Gegenstände selbst zustande kommen. So ist Seumes Wahrnehmung ‚Kanonen auf dem Rialto‘ eine Wahrnehmung von zeitlicher Bedingtheit des betrachteten Gegenstandes: Zu Zeiten der Goethes standen dort keine Kriegsgeräte. Daß Seume allerdings, anders als Vater und Sohn Goethe, ausschließlich diese zeitliche Bedingtheit des begegneten Objekts wahrnimmt und darstellt, ist auf einen seiner persönlichen Zwecke zurückzuführen.

Zwischen der Frage nach den Voraussetzungen des Objekts und den Voraussetzungen des Subjekts zur Wahrnehmung, steht die Frage nach den Modalitäten ihrer Begegnung. Die Modalitäten der Reise selbst bestimmen wesentlich die Wahrnehmung des Subjekts: So sind die Wahrnehmungsmöglichkeiten eines Reisenden mit der Postkutsche anders vor-ausgewählt als diejenigen eines Reisenden mit Extrapost. Der Fußreisende hat wiederum andere Möglichkeiten zur Wahrnehmung. Dabei kann die Wahl des Reisemittels selbst schon ein bewußtes Wahrnehmungsprogramm darstellen. Als ein sinnfälliges Beispiel dafür kann die ‚Fußreise‘ Seumes dienen. Daß dieser seine Reise zu Fuß unternimmt, bezweckt die genaue Wahrnehmung sozialer Verhältnisse. So formuliert Brenner das Programm von Seumes Spaziergang: „Der Fußreisende erfährt mehr als der Kutschenreisende, weil seine Reiseart es ihm erlaubt, unmittelbar in Kontakt mit der einfachen Bevölkerung zu treten.“<sup>57</sup> Der Wille, die Lebenswirklichkeit des italienischen Volkes in Zeiten der napoleonischen Kriege wahrzunehmen, verbietet Seume gleichsam das Reisen mit der Kutsche. Dem Anhänger der Revolutionsideale ist die Kutschreise auch Symbol ständisch-sozialer Abgrenzung. Die Fußreise wird so zum Kennzeichen politischer Gesinnung<sup>58</sup>. Beispielhaft ist folgende Szene aus Seumes *Spaziergang*:

Oben auf den Bergabsätzen begegneten mir einige Reisewagen, die in dem schlechten Wege nicht fort konnten. Der Frost hielt noch nicht, und überdies waren die Gleise entsetzlich ausgeleiert. Herren und Bedienten waren abgestiegen und halfen fluchend dem Postillon das leere Fuhrwerk Schritt vor Schritt weiter hinauf zu winden. Ich wechselte die Schluchten bergauf und bergab, und trabte zum großen Neid der dick bepelzten Herren an dem englischen Wagen vorbei.<sup>59</sup>

---

<sup>57</sup> Peter J. Brenner, *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, 2. Sonderheft, *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1990, S. 200

<sup>58</sup> Vgl. dazu Wolfgang Griep, *Der freie Blick. Fußreisen am Ende des 18. Jahrhunderts*, in: *Reiseliteratur aus dem 18. Jahrhundert. Eine Ausstellung aus den Beständen der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen*, hrsg. v. Forschungsschwerpunkt „Spätaufklärung“, Bremen 1983, S. 5-11, hier S. 8f

<sup>59</sup> Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 55

Die Widrigkeiten des Weges egalisieren die sozialen Unterschiede: ‚Herren‘ wie ‚Bediente‘ waten fluchend im Schlamm, der Wagen wird ihnen zur Last. Seume dagegen zieht zu Fuß an der Kutsche vorbei. Die politischen Implikationen dieser Szene liegen auf der Hand.

Wie die ‚Objektseite‘ von Wahrnehmung vielfältig bedingt ist, so ist es auch die ‚Subjektseite‘. Sowohl der zeitgenössische Wahrnehmungsbegriff als auch der historische (unsere Betrachtung bezieht sich auf die Zeit ab dem 18. Jahrhundert) rechnen mit einer subjektiven Prägung der menschlichen Wahrnehmung. In unserer Untersuchung sind dabei beide Wahrnehmungsbegriffe relevant, da einerseits mit dem zeitgenössischen der Perzeptionsvorgang und seine Mechanismen zu beschreiben sind, andererseits der historische als ‚kognitiver Einfluß‘ die Wahrnehmung des Reisenden geprägt haben kann.

Heute definiert die Psychologie Wahrnehmung als „Vorgang und Ergebnis der Reizverarbeitung. Das Ergebnis ist ein Abbild objektiv-realer Umwelt und der eigenen Person (Innenwelt).“<sup>60</sup> Voraussetzung von menschlicher Wahrnehmung ist also die Sinnlichkeit des Menschen: Wahrnehmung ist an die menschlichen Sinne gebunden, die die Reize aufnehmen und zur Weiterverarbeitung, überwiegend dem Gehirn, zur Verfügung stellen. Der moderne Wahrnehmungsbegriff umfaßt als Vorgang und Ergebnis von Reizverarbeitung dabei bewußte wie unbewußte Vorstellungen und Vorgänge. Er berücksichtigt allgemeinspsychologische Erkenntnisse über das Zustandekommen von Wahrnehmung wie auch persönlichkeitspsychologische Momente, wenn die individuelle Wahrnehmung eines einzelnen Subjekts zum Gegenstand des Interesses wird. Die moderne Wahrnehmungs-, Denk- und Gedächtnispsychologie untersucht sowohl die neurologisch-physiologischen Voraussetzungen von Wahrnehmung als auch die kognitiven Strukturen, die Einfluß auf das Zustandekommen bestimmter Wahrnehmungen haben. Man kann so *grosso modo* drei Faktoren unterscheiden, die Wahrnehmung und den Wahrnehmungsprozeß bestimmen<sup>61</sup>:

- physiologische Momente
- psychophysische Momente
- kognitive Einflüsse

Für unseren philologischen Zweck interessieren uns ausschließlich die *kognitiven Einflüsse*, denen die Wahrnehmung der Reiseberichterstatter unterliegt. Kognition ist „ein Sammelname für alle Vorgänge und Strukturen, die mit dem Gewahrwerden und Erkennen zusammenhängen, wie Wahrnehmung, Erinnerung (Wiedererkennen), Vorstellung, Begriff, Gedanke, aber auch Vermutung, Erwartung, Plan und Problemlösen.“<sup>62</sup> Die Beeinflussung der Wahrnehmung durch solche Kognitionen geschieht zum Beispiel beim „Top-down-Prozeß“: „Er tritt auf, wenn die perzeptuelle Verarbeitung auf Informationen höherer Ebene [...] also etwa auf dem Vorwissen einer

---

<sup>60</sup> Dorsch. *Psychologisches Wörterbuch*, hrsg. von Hartmut Häcker, Kurt H. Napf. Stichwort „Wahrnehmung“, 940f. 13. Auflage, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle (Verlag Hans Huber) 1998, Zitat S. 940

<sup>61</sup> Vgl. E. Bruce Goldstein, *Wahrnehmungspsychologie. Eine Einführung*, dt. Übersetzung hrsg. von Manfred Ritter, Heidelberg, Berlin, Oxford (Spektrum Akademischer Verlag) 1997

<sup>62</sup> Dorsch. *Psychologisches Wörterbuch*, hrsg. von Hartmut Häcker, Kurt H. Napf. Stichwort „Kognition“, 13. Auflage, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle (Verlag Hans Huber) 1998, Zitat S. 441

Person“<sup>63</sup> beruht. In diesem Prozeß kognitiver Beeinflussung bestimmen Erwartungen, Erfahrungen, Vorwissen etc. des Wahrnehmenden sowohl darüber, **welche** Gegenstände, als auch darüber, **wie** diese Gegenstände wahrgenommen werden<sup>64</sup>. Daß Kognitionen Einfluß auf die Verarbeitung sinnlicher Daten haben, hat letztlich den Sinn einer „Vereinfachung“ im Denken – die Anwendung von Vorwissen auf sinnliche Daten hilft beispielsweise, Objekte schneller wahrzunehmen, zu erkennen und leichter zu behalten<sup>65</sup>.

Kognitive Einflüsse auf die Wahrnehmung können sowohl individuell unterschiedlicher als auch kultureller Natur sein. Innerhalb einer Kultur besteht ein Fundus an angelernten Kognitionen, der die Wahrnehmungen der Angehörigen dieser Kultur mitbestimmt. Angehörige mancher afrikanischer Stämme nehmen beispielsweise zweidimensionale Bilder mit Fluchtpunkt nicht räumlich wahr, weil sie das zentralperspektivische Konzept nicht gelernt haben, nach dem konvergierende Linien als Tiefeninformation auswertbar sind<sup>66</sup>. Oder: Nordamerikaner haben Probleme, die Vielfalt metrischer Strukturen in osteuropäischer Musik überhaupt als Struktur wahrzunehmen, geschweige denn zu reproduzieren, weil sie nur einfachere metrische Strukturen kennen<sup>67</sup>. Wie es kulturell geprägte kognitive Einflüsse auf die Wahrnehmung gibt, beeinflussen auch private Kognitionen aus der persönlichen Biographie die Wahrnehmung. Solche kognitiven Einflüsse können Erfahrungen und Hoffnungen, Erwartungen und Selbstkonzepte etc. sein.

Kognitive Einflüsse üben zahlreich ihre Wirkungen auf die Wahrnehmung des Reisenden und des Reiseschriftstellers aus. Persönliche Interessen und Motive oder etwa kulturelle Prägungen mögen darüber entscheiden, was in seine Wahrnehmung kommt – und was er später in seinem Bericht darstellt. So beachten beispielsweise die meisten deutschen Italienreisenden des 18. und angehenden 19. Jahrhunderts, von Goethes Vater bis Heinrich Heine, die Zeugnisse der italienischen Barockkultur nur beiläufig, wenn überhaupt. Sie interessieren die Reisenden dieser Zeit aufgrund kulturell vorgeprägter Kognitionen (z.B. der Abwertungstradition des Barock in der Aufklärung) kaum. So werden sie häufig gar nicht erst wahrgenommen.

Persönliche wie kulturelle ‚Kognitionsmuster‘ können auch entscheidend dafür sein, **wie** der Reisende etwas wahrnimmt. Ein Beispiel: Zahlreich sind in Waiblingers ‚Italienbildern‘ die Beschreibungen von Landschaften. Hinter der Wahrnehmung eines Erdoberflächenausschnitts als Landschaft stecken bestimmte kognitive Prozesse. Waiblinger hat das Konzept der ‚Landschaftsbetrachtung‘ verinnerlicht, es steht ihm als Vorwissen zur Verfügung. So kann er topographische Ausschnitte des italienischen Raums ästhetisch als ‚Landschaft‘ wahrnehmen. Bei der Frage nach kognitiven Einflüssen kultureller Prägung sind in dieser Arbeit also vor allem ideen- und motivgeschichtliche Entwicklungen relevant, insofern sie als Vorwissen dem wahrnehmenden Subjekt zur Verfügung stehen. Bei der Frage nach kognitiven

---

<sup>63</sup> E. Bruce Goldstein, *Wahrnehmungspsychologie. Eine Einführung*, dt. Übersetzung hsg. von Manfred Ritter, Heidelberg, Berlin, Oxford (Spektrum Akademischer Verlag) 1997, Zitat S. 23

<sup>64</sup> Steve Palmers bekanntes ‚Küchen‘-Experiment von 1975 illustriert, wie beim *Top-Down-Prozess* kognitive Einflüsse darüber entscheiden, **welche** Gegenstände wahrgenommen werden. Das ebenso berühmte Mann-Maus-Experiment nach Bugelsky und Alampy von 1961 hingegen zeigt, daß *Top-Down-Prozesse* auch Einfluß darauf haben, **wie** etwas wahrgenommen wird. Vgl. Goldstein (1997), S. 22ff.

<sup>65</sup> Vgl. Werner Krause, *Denken und Gedächtnis aus naturwissenschaftlicher Sicht*, Göttingen u.a. (Hogrefe) 2000, S. 21

<sup>66</sup> Vgl. W. Hudson, *Pictorial Depth Perception in sub-cultural Groups in Africa*, in: *Journal of Social Psychology*, Vol. 52, 1960, S. 183-208

<sup>67</sup> Erin E. Hannon, Sandra E. Trehub, *Metrical Categories in Infancy and Adulthood*, in: *Journal of the American Psychological Society*, Vol. 16,1, 2005, S. 48-55

Einflüssen individuell-biographischer Prägung sind dagegen persönlichkeitspezifische Fragen von Bedeutung, etwa die nach dem Selbstkonzept des Reiseschriftstellers. Schließlich müssen auch die Zwecke des Schriftstellers berücksichtigt werden, die ebenfalls einen starken kognitiven Einfluß auf die Wahrnehmung darstellen.

Neben dem modernen Wahrnehmungsbegriff müssen wir auch mit seinen je verschiedenen historischen Ausprägungen kalkulieren. In den kanonisch gewordenen Italienreiseberichten zwischen 1740 und 1830 lassen sich zahlreiche Reflexionen auf die Wahrnehmung und ihre Voraussetzungen nachweisen, die belegen, dass auch hier schon das Bewusstsein einer subjektiven Prägung von Wahrnehmung herrschte. Die erkenntnistheoretischen Implikationen der unterschiedlichen Reiseberichte entwickeln sich analog zur historischen Erkenntnis- und Wahrnehmungstheorie des 18. Jahrhunderts, die am Ende des Säkulum in Kants Kritiken kulminiert. Dieser definiert „Wahrnehmung“ am Ende des 18. Jahrhunderts folgendermaßen: „Eine empirische Vorstellung, deren ich mir bewusst bin, ist *Wahrnehmung* [...]“<sup>68</sup>. Drei Momente bestimmen demnach die Wahrnehmung: die ‚Vorstellungshaftigkeit‘ von Wahrnehmung (*repraesentatio*), die Gründung dieser Vorstellung im Empirischen (also auf Daten der Sinnlichkeit) und die Bewußtheit dieser Vorstellung. Der heutige Wahrnehmungsbegriff (siehe oben) hat sich gegenüber der Kantischen Definition also vor allem um das Moment des ‚Unbewußten‘ erweitert. Dagegen sind die Bestimmungen von ‚Wahrnehmung‘ als ‚Repräsentation‘ („Abbild“) und ihre Bindung an die Sinnlichkeit auch heute noch aktuell.

Bei der Annäherung an den Begriff der Wahrnehmung im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert wollen wir, ausgehend von der Kantischen Definition, zunächst klären, was eine ‚Vorstellung‘ sei. Die Vermögenspsychologie und (Transzendental-)Philosophie des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts bestimmte das Verhältnis von menschlichem Subjekt zur umgebenden Objektwelt als *Vorstellung* oder *repraesentatio*. Der Vorstellungsbegriff wurde von Wolff in seinen *Vernünfftigen Gedancken* in die Philosophie bzw. Psychologie eingeführt und bezeichnete zunächst allgemein eine ‚Modifikation des Gemüts‘. Dahinter steckte der Gedanke, daß dem wahrnehmenden und erkennenden Menschen die Welt nur insofern zugänglich sei, insofern ihm von außen Dinge gegeben werden, die auf sein Gemüt wirken. Grundlage des menschlichen Verhältnisses zur Außenwelt seien „Empfindungen“, die „den Grund in den Veränderungen an den Gliedmaßen unseres Leibes haben, und von den körperlichen Dingen außer uns veranlassen werden“<sup>69</sup>. Diese „Gliedermaßen“ sind die fünf menschlichen Sinne: Gesicht, Gehör, Geruch, Tastsinn und Geschmackssinn. Voraussetzung und Grundlage menschlicher Erkenntnis im empirischen Bereich ist damit schon bei Wolff die Sinnlichkeit des Menschen. Indem das menschliche Gemüt zugänglich ist für Affektionen durch die Außenwelt („Modifikabilität des Gemüts“), bildet es Vorstellungen aus: Die Außenwelt repräsentiert sich in ihm. Auf diese Gründung der Vorstellung im Sinnlichen, die Wolff erkennt, bauen auch die späteren Erkenntnistheoretiker wie Baumgarten, Tetens, Kant, etc. auf.

Für das erkenntniskritische 18. Jahrhundert stellt sich die brisante Frage nach dem Zusammenhang von Repräsentation und repräsentiertem Gegenstand. Kant bezeichnet die Klärung dieser Frage als zentrale Aufgabe der Transzendentalphilosophie. Der „Schlüssel zu dem ganzen Geheimnisse der [...] sich selbst noch verborgenen

---

<sup>68</sup> Immanuel Kant, *Beantwortung der Frage: Ist es eine Erfahrung, daß wir denken?*, in: Immanuel Kants Werke, Bd. IV, Schriften von 1783-1788, hrsg. von Bruno Cassirer, Berlin 1913, S. 519-520, Zitat S. 519

<sup>69</sup> Christian Wolff, *Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt, den Liebhabern der Wahrheit*, Halle (4. Auflage) 1751, § 220, S. 122

Metaphysik“ liege in der Frage, „auf welchem Grunde beruht die Beziehung desjenigen, was man in uns Vorstellung nennt, auf den Gegenstand?“<sup>70</sup> In ähnlichem Sinne formuliert Johann Nikolaus Tetens, den Kant als eine Art Mitstreiter für die Neubegründung der Metaphysik begriff<sup>71</sup>:

Wer über die Wirkungen des menschlichen Verstandes nachgedacht hat, wird es eingestehen, daß in der ganzen Lehre von dem Ursprung unserer Kenntnisse keine dunklere Stelle vorkomme, als bei der Frage: wie, auf welche Art, durch welche Mittel, nach welchen Gesetzen der Verstand von den *Vorstellungen* auf die *Gegenstände*, von dem *Ideellen* in uns, auf das *Objektivische* außer uns übergehe, und zu den Gedanken gelange, daß es äußere Dinge gebe, die wir in uns *durch* unsere Vorstellungen erkennen.<sup>72</sup>

Wolff sah den verlässlichen Zusammenhang von vorstellendem Subjekt und vorgestelltem Objekt, von Repräsentation und Repräsentiertem, in Anschluß an Leibniz noch durch die *prästabilierte Harmonie* garantiert.<sup>73</sup> Bei Kant und Tetens löst sich dieser prästabilierte Zusammenhang auf. Der statische Weltzusammenhang, die Möglichkeit des Subjekts zu objektiver Erkenntnis der Gegenstände außerhalb seiner selbst wird brüchig. Das Subjekt begegnet in seinen Vorstellungen nicht mehr einer objektiven Welt, die ohne das erkennende Subjekt dieselbe wäre. In den Vorstellungstheorien von Kant und Tetens konstituiert das erkennende Subjekt nun die Welt selbst durch seine ‚Vorstellung‘: „Das erkennende Subjekt bringt, indem es mittels seiner Vorstellung Zugang zu einem Objekt der Außenwelt gewinnt, diesen Gegenstand spontan mit hervor [...]“<sup>74</sup>.

In der *Kritik der reinen Vernunft* stellt Kant eine „Stufenleiter“ von Vorstellungsarten auf:

Die Gattung ist Vorstellung überhaupt (repraesentatio). Unter ihr steht die Vorstellung mit Bewußtsein (perceptio). Eine Perzeption, die sich lediglich auf das Subjekt, als die Modifikation seines Zustandes bezieht, ist Empfindung (sensatio), eine objektive Perzeption ist Erkenntnis (cognitio). Diese ist entweder Anschauung oder Begriff (intuitus vel conceptus). Jene bezieht sich unmittelbar auf den Gegenstand und ist einzeln; dieser mittelbar, vermittelt eines Merkmals, was mehreren Dingen gemein sein kann.<sup>75</sup>

Alle diese menschlichen Vorstellungsarten begreift Kant als formal geprägt durch das vorstellende Subjekt. So ist die ‚Empfindung‘ per Definition eine subjektive Vorstellung: Sie bezieht sich nur auf das vorstellende Subjekt und sagt über das vorgestellte Objekt an sich gar nichts aus. Auch die Anschauung, selbst wenn sie ‚rein‘ ist (d.h. „wenn der Vorstellung keine Empfindung beigemischt ist“<sup>76</sup>), ist gleich

---

<sup>70</sup> Brief von Immanuel Kant an Marcus Herz vom 21. Februar 1772, in: *Kant's gesammelte Schriften*, hrsg. von der Königlichen Preußischen Akademie der Wissenschaft, Bd. 10, *Kant's Briefwechsel Bd. I*, S. 123-130, Zitat S. 124

<sup>71</sup> Vgl. dazu: Hans-Ulrich Baumgarten, *Kant und Tetens. Untersuchungen zum Problem von Vorstellung und Gegenstand*, Stuttgart (M und P) 1992, vor allem S. 14

<sup>72</sup> Johann Nikolaus Tetens, *Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung*, Bd. 1, Leipzig 1777, S. 373

<sup>73</sup> Vgl. dazu: Hans-Ulrich Baumgarten, *Kant und Tetens. Untersuchungen zum Problem von Vorstellung und Gegenstand*, Stuttgart (M und P) 1992, S. 29

<sup>74</sup> ebd., S. 17

<sup>75</sup> Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, in: ders., *Werkausgabe*, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd. III, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1974 (künftig: KdrV), Zitat B 377, S. 326

<sup>76</sup> KdrV, B 74, S. 97

zweifach durch das Subjekt bestimmt: Anschauungen stehen unter den formalen Bedingungen von Raum und Zeit, weil sie Bestimmungen der menschlichen Sinnlichkeit sind: „Der Raum ist nichts anderes, als nur die Form aller Erscheinungen äußerer Sinne, d.i. die subjektive Bedingung der Sinnlichkeit, unter der allein uns äußere Anschauung möglich ist.“<sup>77</sup> Genauso die Zeit (als Bestimmung der ‚inneren Anschauung‘): „Die Zeit ist [...] eine reine Form der sinnlichen Anschauung.“<sup>78</sup> Begriffliche Erkenntnis schließlich ist kategorial geprägt: Menschliches Denken findet in Kategorien (‚reinen Begriffen‘) statt, in ‚Gedankenformen‘, die nicht dem transzendentalen Objekt zukommen, sondern dem erkennenden Subjekt selbst. So kommt Kant durch die Analyse der vielfältigen subjektiven bzw. *a priori* Prägungen der Vorstellung schließlich zu dem Schluß, „daß die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen, noch ihre Verhältnisse so an sich selbst beschaffen sind, als sie uns erscheinen [...]“<sup>79</sup>: „[...] das transzendente Objekt aber bleibt uns unbekannt.“<sup>80</sup> Spätestens hier ist eine erkenntnistheoretische Überzeugung formuliert, die bis heute nichts an ihrer Gültigkeit verloren hat: Der Zugang des Menschen zur Welt und deren Aneignung ist subjektiv geprägt.

Der wahrnehmende und erkennende Mensch eignet sich nach der Erkenntnistheorie des 18. Jahrhunderts die Welt also mittels Vorstellungen an, für die das Sensorium des Menschen – seine fünf Sinne – den ‚Stoff‘ liefern. Die Philosophie und Psychologie des 18. Jahrhunderts untersuchen dessen kognitive Verarbeitung mit Hilfe eines Modells, das verschiedene ‚Vermögen‘ des menschlichen Gemüts identifiziert. Man spricht von ‚Vermögenspsychologie‘. Die Idee, der Mensch verfüge über verschiedene ‚Vermögen‘ zur Aneignung der Welt, geht dabei bereits auf die *Metaphysik* des Aristoteles zurück<sup>81</sup>. Doch erst das 18. Jahrhundert wird zur Blütezeit der Theorie der menschlichen Vermögen. Gegen sein Ende haben Generationen von Philosophen wie Leibniz, Wolff, Baumgarten, Sulzer, Crusius etc. eine „unüberschaubare Vielzahl“<sup>82</sup> von Vermögen bestimmt. Erst Tetens reduziert sie auf drei ‚Grundvermögen‘, die sich vereinfacht als ‚Denken‘, ‚Fühlen‘ und ‚Wollen‘ bezeichnen lassen:

Auf diese Art zähle ich drey Grundvermögen der Seele. Das **Gefühl**, den **Verstand** und ihre **Thätigkeitskraft**. Das **Gefühl** begreift sowohl ihre Modifikabilität, oder Empfänglichkeit, als auch das bloße Gefühl der Veränderungen in sich. **Die vorstellende Kraft** und die **Denkkraft** zusammen, gehören alsdann zum **Verstande**, und das übrige Vermögen, welches nun mit dem Gefühl und dem Verstande zu vergleichen ist, hat den letzten Namen, **Thätigkeitskraft (Willen)**.<sup>83</sup>

Diese Dreiteilung liefert auch „die psychologischen Grundlagen des Kantischen Systems“<sup>84</sup>. Die ‚Vermögenstabelle‘ in der *Kritik der Urteilskraft* identifiziert

---

<sup>77</sup> KdrV, B 42, S. 75

<sup>78</sup> KdrV, B 48, S. 79

<sup>79</sup> KdrV, B 60, S. 87

<sup>80</sup> KdrV, B 64, S. 90

<sup>81</sup> Vgl. *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. von Joachim Ritter, Karlfried Gründer, Gottfried Gabriel, Bd. 11, Basel (Schwabe) 2001, Stichwort *Vermögen, Vermögenspsychologie*, Sp. 728ff

<sup>82</sup> ebd. Sp. 729

<sup>83</sup> Johann Nikolaus Tetens, *Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung*, Bd. 1, Leipzig 1777, S. 625; Hervorhebungen im Original

<sup>84</sup> *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. von Joachim Ritter, Karlfried Gründer, Gottfried Gabriel, Bd. 11, Basel (Schwabe) 2001, Stichwort *Vermögen, Vermögenspsychologie*, Sp. 729

entsprechend ebenfalls drei Grundvermögen: Das „Erkenntnisvermögen“, das „Gefühl der Lust und Unlust“ und das „Begehungsvermögen“<sup>85</sup>.

Das Erkenntnisvermögen wiederum ist nach den Ergebnissen der Vermögenspsychologie in eine Vielzahl von Einzelvermögen unterteilt, die unterschiedlich und vielfältig zusammenwirken. In der Folge von Leibniz und Wolff hat sich dabei eine Hierarchisierung in ‚untere‘ und ‚obere‘ Erkenntnisvermögen herausgebildet. Zu den ‚oberen‘ Vermögen zählen die kognitiven Instrumente, die sinnliche Vorstellungen zu Erkenntnis verarbeiten. Kant identifiziert sie als Vernunft, Verstand und Urteilskraft. Die Urteilskraft ist dabei das Vermögen, „das Besondere als enthalten unter dem Allgemein zu denken.“<sup>86</sup> Der Verstand ist das Vermögen der Begriffe oder auch der Regeln. Die Vernunft ist schließlich so etwas wie das Regulativ des Verstandes: Sie ist „das Vermögen der Einheit der Verstandesregeln unter Prinzipien.“<sup>87</sup>

Dem stehen als untere Vermögen Fähigkeiten wie die Einbildungskraft, das Erinnerungsvermögen, der Geschmack, die Sinne überhaupt etc. gegenüber. Sie umfassen die rezeptiven Fähigkeiten des Menschen, überhaupt Vorstellungen hervorbringen zu können: Sie liefern den oberen Vermögen gleichsam den Stoff. In der Folge von Wolff begründete so Alexander Gottlieb Baumgarten als Wissenschaft der ‚unteren Erkenntnisvermögen‘ die *Ästhetik* – die „Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis“<sup>88</sup>.

Diese Vielzahl von Vermögen sahen die ‚Vermögenspsychologen‘ im Wahrnehmungsprozeß vielfältig zusammenwirken. Betrachten wir exemplarisch die Analyse Kants zur *Synthesis der Rekognition im Begriffe*<sup>89</sup>. Es geht um die Frage, wie der Mensch die Vielzahl von Eindrücken, die ihm die sinnliche Wahrnehmung gibt, auf einen Begriff bringt, der ihm hilft, die sinnlichen Erscheinungen zu ordnen, oder: zu denken. Die moderne Denkpsychologie spricht von ‚Vereinfachungsprozessen‘, die dabei notwendigerweise passieren; Kant bezeichnet diese Prozesse, in ähnlichem Sinne, als ‚Synthesen‘. Empfängt ein Mensch sinnliche Reize, zum Beispiel der Augen, strömt eine Vielzahl sinnlicher Daten auf ihn ein; Kant spricht von dem „Mannigfaltigen“ der Anschauung. „Damit nun aus diesem Mannigfaltigen Einheit der Anschauung werde (wie etwa in der Vorstellung des Raumes), so ist erstlich das Durchlaufen der Mannigfaltigkeit und denn die Zusammennehmung desselben notwendig, welche Handlung ich die Synthesis der Apprehension nenne [...]“<sup>90</sup>. So ergibt sich die Einheit einer Vorstellung, einer Anschauung der Sinne. Sieht man beispielsweise einen Apfelbaum, muß die Vielzahl der optischen Daten – man sieht eine ‚Mannigfaltigkeit‘ von Farben und Formen, einzelne Äste, Blätter, Zweige, Früchte, etc. – zur Einheit der Vorstellung zusammengefaßt werden: Erst durch diese „Synthesis der Apprehension“ nimmt man einen Apfelbaum wahr.

Ist diese Einheit der Anschauung gewonnen, wirkt die Einbildungskraft vielfältig auf sie ein: Die einzelne Vorstellung wird beispielsweise verknüpft mit Vorstellungen, die das Subjekt früher hatte; man erinnert sich etwa, daß man einen ähnlichen Baum schon gesehen habe. Das bedeutet noch keine Erkenntnis, ist aber ein wichtiger Schritt zu ihr.

---

<sup>85</sup> Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, in: ders., *Werkausgabe*, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd. X, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1974 (künftig: KdU), Zitat B LVIII, A LVI, S. 110

<sup>86</sup> KdU, B XXVI, A XXIV, S. 87

<sup>87</sup> KdrV, B 359, S. 314

<sup>88</sup> Alexander Gottlieb Baumgarten, *Theoretische Ästhetik. Die grundlegenden Abschnitte aus der „Aesthetica“ (1750/58)*, lat.-dt., hrsg. und übersetzt von Hans Rudolf Schweizer, Hamburg (Meiner) 1983, § 1, S. 2f.

<sup>89</sup> KdrV, A 103, S. 165

<sup>90</sup> KdrV, A 99, S. 162f.

Die Einbildungskraft ist also u.a. dafür zuständig, Einzelvorstellungen parat zu stellen, die miteinander verknüpft werden können. Sieht man von einem Apfelbaum etwa nur einige Zweige, so macht die Einbildungskraft möglich, diese als Teil eines Apfelbaums zu identifizieren, da sie dem Subjekt zu der Einzelvorstellung des Teilausschnitts die Vorstellung eines ganzen Apfelbaums ermöglicht. So wirkt die Einbildungskraft auch beim Zählen. Hier fasse „ich erstlich notwendig eine dieser mannigfaltigen Vorstellungen nach der andern in Gedanken“. „Würde ich aber die vorhergehende [...] immer aus den Gedanken verlieren, und sie nicht reproduzieren, indem ich zu den folgenden fortgehe, so würde niemals eine ganze Vorstellung [...] entspringen können.“<sup>91</sup> Um also Einzelvorstellungen miteinander verknüpfen zu können, ist die ‚reproduktive Einbildungskraft‘ notwendig. Erst jetzt, wo der Verstand in der Vielfalt von Anschauungen und ‚Einbildungen‘ seinen Stoff bekommen hat, kann er Begriffe bilden – und damit den Menschen etwas ‚erkennen‘ lassen. Die Operation, das ‚Mannigfaltige der Vorstellungen‘ zu einem Begriff zu verarbeiten, bedeutet dabei wiederum eine ‚synthetisierende Einheitsbildung‘. „Alsdenn sagen wir: wir erkennen den Gegenstand, wenn wir in dem Mannigfaltigen der Anschauung synthetische Einheit bewirkt haben.“<sup>92</sup> Auch der Begriff ist demnach, modern gesprochen, als Repräsentation für Dinge der Außenwelt ein Konstrukt des erkennenden Subjekts – begriffliche Erkenntnis mithin subjektiv geprägt.

Die Wahrnehmungstheorie des 18. Jahrhunderts ordnet, analog zu ihrer Bewertung der Erkenntnisvermögen, auch die Sinne hierarchisch an. Der Sehsinn steht dabei an der Spitze. Schon am zeitgenössischen erkenntnistheoretischen Vokabular läßt sich die dominante Stellung des Auges ablesen: So vermitteln sich bei Kant die Objekte etwa in ‚Anschauungen‘ und ‚Erscheinungen‘ – wobei nach Kants eigener Definition ‚Anschauung‘ auch eine akustische Vorstellung meinen kann. Es hat im achtzehnten Jahrhundert „fast ein exklusives Privileg der Sehkraft gegeben“<sup>93</sup>, beschreibt Foucault die nahezu absolute Position des Auges in der Hierarchie der Sinne. „Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte“<sup>94</sup>, können wir Goethe stellvertretend für seine Zeit sagen lassen. Auch in Herders *Abhandlung über den Ursprung der Sprachen* finden wir eine kurze Hierarchie der Sinne, die das Auge an die Spitze der ‚Sinnesorgane‘ stellt. Das „Privileg der Sehkraft“ rührt demnach von ihrer Fähigkeit her, den Erkenntnisvermögen ‚Merkmale‘<sup>95</sup> von den Dingen zu liefern, die diese erkennbar (‚anerkenntbar‘, wie Herder sagt) machen:

Das Gehör ist der mittlere unter den Sinnen an *Deutlichkeit und Klarheit* und also wiederum Sinn zur Sprache. Wie dunkel ist das Gefühl! es wird übertäubt! Es empfindet alles ineinander. Da ist mit Mühe ein Merkmal der Anerkennung abzusondern: es wird unaussprechlich!

Wiederum das Gesicht ist so helle und überglänzend, es liefert eine solche Menge von Merkmalen, daß die Seele unter der Mannigfaltigkeit erliegt und etwa eins nur so schwach absondern kann, daß die Wiedererkennung daran schwer wird. Das Gehör ist in

---

<sup>91</sup> KdrV, A 102, S. 164

<sup>92</sup> KdrV, A 105, S. 166

<sup>93</sup> Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1997 (14. Auflage), S. 174

<sup>94</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Dichtung und Wahrheit*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 9, *Autobiographische Schriften I*, München (dtv) 1998, S. 224

<sup>95</sup> Auf die Bedeutung des Merkmalbegriffs im Zusammenhang mit wahrnehmungs- und erkenntnistheoretischen Überzeugungen des 18. und angehenden 19. Jahrhunderts werden wir an anderer Stelle ausführlich eingehen.

der Mitte. Alle ineinanderfallende dunkle Merkmale des Gefühls läßt liegen! Alle zu feinen Merkmale des Gesichts auch!<sup>96</sup>

Im Rahmen seiner sprachgeschichtlichen Studien finden wir hier eine (durch den sprachwissenschaftlichen Kontext beeinflusste) Aufwertung des Gehörs. Doch auch Herder streitet die Spitzenstellung des Auges unter den menschlichen Sinnen nicht ab. Das Auge ist auch bei ihm das Organ, das der ‚Mannigfaltigkeit‘ der Welt, die dem wahrnehmenden Subjekt begegnet, am besten gewachsen ist, weil es die größte Rezeptivität besitze.

Nachdem wir cursorisch die wahrnehmungstheoretischen Überzeugungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts und des beginnenden 19. umrissen haben, wollen wir untersuchen, ob und wie diese als kognitive Einflüsse auf die Wahrnehmung und Darstellung von Reiseschriftstellern gewirkt haben. Ein Reiseschriftsteller, dessen Profession die Darstellung von Wahrnehmungen in fremden Gegenden und Ländern ist, kann sich bewußt mit den Voraussetzungen seiner Wahrnehmungen beschäftigen – warum er etwas wie wahrnimmt, wie er wahrnehmen will und warum er die Wahrnehmungen für darstellenswert hält. Johann Wolfgang Goethe etwa reflektiert in der *Italienischen Reise* immer wieder nicht nur über den Stoff, sondern auch über die Form seiner Wahrnehmungen. Aber auch als kognitiver Einfluß können zeitgenössische Wahrnehmungstheorien, sofern sie dem Subjekt als Vorwissen zur Verfügung stehen, dessen Wahrnehmungen bedingen. Besonders anschaulich läßt sich dies an den Strategien aufzeigen, die aufgeklärte Reiseschriftsteller anwandten, um ihre ‚Verständigkeit‘ zu belegen. Die Klassifizierung des Verstandes als ‚oberes Erkenntnisvermögen‘ hatte diesem ‚kognitiven Instrument‘ einen Glanz verschafft, an dem auch der Reiseschriftsteller des 18. Jahrhunderts und angehenden 19. Jahrhunderts gerne teilhatte. Durch die häufige und richtige Anwendung des Verstandes, die an seinen Texten ablesbar werden sollte, konnte sich der ‚verständige‘ Reiseautor im aufklärerischen Zeitalter selbst nobilitieren. Da der Verstand in der Vermögenpsychologie als Erkenntnisvermögen des begrifflichen Denkens bestimmt und ‚Erkenntnis‘ selbst fest an den Begriff gebunden wurde (z.B. „Alles Erkenntnis erfordert einen Begriff [...]“<sup>97</sup>), konnte für den historischen Leser die ‚Verständigkeit‘ des Reiseschriftstellers an der Art sichtbar werden, wie dieser begrifflich operierte.

Indem die zeitgenössische Psychologie die Bestimmung eines der wesentlichen menschlichen Vermögen an den ‚Begriff‘ band, mußte auch der ‚Begriff des Begriffs‘ von Philosophie und Psychologie theoretisch abgesichert werden, ein Bemühen, das bereits mit dem zu Ende gehenden 17. Jahrhundert festzustellen ist. Es kam zu einer Qualifizierung verschiedener Grade begrifflicher Erkenntnis. Schon Descartes hatte Begriffe in „klare“ und „dunkle“ bzw. „deutliche“ oder „verworrene“ unterschieden; Locke in „reale“ oder „phantastische“, „adäquate“ oder „inadäquate“ und „wahre“ oder „falsche“<sup>98</sup>. 1684 legte schließlich Leibniz mit seinen *Meditationes de Cognitione, Veritate et Ideis* eine besonders ausführliche und systematische Darstellung verschiedener Begriffsarten vor.

Leibniz untersucht darin, wie Begriffe beschaffen sein müssen, wenn sie Repräsentationen von dem sein sollen, was ein Gegenstand an sich ist. Er bestimmt den

---

<sup>96</sup> Johann Gottfried Herder, *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, in: Ulrich Gaier (Hg.), *Johann Gottfried Herder. Werke in zehn Bänden*, Bd. 1, *Frühe Schriften 1764-1772*, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1985, S. 695-810, Zitat S. 747

<sup>97</sup> KdrV, A106, S. 167

<sup>98</sup> Vgl. Arno Ros, *Begründung und Begriff. Wandlungen des Verständnisses begrifflicher Argumentation*, 3 Bde., Hamburg (Meiner) 1990, Bd.1, S. 114

‚Begriff’ als sprachliche Repräsentation eines Merkmals oder eines Merkmalverbundes: Wahrnehmend liest der Mensch von den Dingen der Außenwelt Merkmale ab, die im Begriff zur repräsentierenden Einheit dieser Merkmale werden. Die Tiefe menschlicher Erkenntnis ergibt sich so aus der Fähigkeit, sich Begriffe von der Objektwelt anzueignen, die deren Merkmale möglichst präzise erfassen. Darauf fußt seine Hierarchie der Begriffe:

Dunkel ist ein Begriff, der nicht genügt, die dargestellte Sache wiederzuerkennen, wie z.B., wenn ich mich einer Blume oder eines Tieres, das ich früher einmal gesehen habe, erinnere, dies aber nicht genug ist, es wiederzuerkennen und von einem ähnlichen zu unterscheiden, wenn es mir begegnet; [...] Klar ist folglich eine Erkenntnis, wenn ich sie so besitze, daß ich aus ihr das Dargestellte wiedererkennen kann – und diese ist wiederum entweder verworren oder deutlich. Verworren ist sie, wenn ich nicht imstande bin, die Merkmale einzeln aufzuzählen, die zur Unterscheidung einer Sache von anderen ausreichen, obgleich die Sache solche Merkmale und Bestimmungen besitzt, in die ihr Begriff aufgelöst werden könnte: so erkennen wir Farben, Gerüche, Geschmäcke und andere Sinnesobjekte zwar klar genug wieder und unterscheiden sie voneinander, doch durch ein einfaches Zeugnis der Sinnen, nicht aber durch angebbare Merkmale. [...] Ein deutlicher Begriff aber ist ein solcher, wie ihn die Münzprüfer vom Golde haben, auf Grund von Merkmalen und Untersuchungen, die ausreichen, die Sache von allen anderen Körpern zu unterscheiden.<sup>99</sup>

Mit Hilfe des Begriffs eignet sich der Mensch die Welt an; je besser er die Merkmale benennen, erinnern, reproduzieren etc. kann, desto ‚deutlicher’ ist seine Erkenntnis des betrachteten Gegenstandes. Ein ‚deutlicher Begriff’ ist demnach dasjenige, „wovon wir eine Nominaldefinition haben, die nichts anderes ist als die Aufzählung der zureichenden Merkmale.“<sup>100</sup> Auch Kant bestimmt das Wesen des Begriffs in diesem Sinne: Der Begriff sei eine ‚mittelbare Erkenntnis’, „vermittelt eines Merkmals, was mehreren Dingen gemein sein kann“.<sup>101</sup> Der Begriff dient als Repräsentation eines einzelnen Merkmals oder einer Einheit von Merkmalen zur Ordnung der Dinge, da er ihre Verknüpfung nach gemeinsamen Merkmalen möglich macht. Dieses Moment der ‚Ordnungstiftung’ durch die Bildung von Einheiten (Begriffen) über Merkmalen oder Merkmalsverbänden ist noch heute wesentlich für die Definition des Begriffs in der modernen Denkpsychologie. Nach Krause sind Begriffe „Einheiten über Wissenskörpern“<sup>102</sup>. Allerdings unterscheidet die Denk- und Gedächtnispsychologie in ‚Ereignisbegriffe’ und ‚Objektbegriffe’. Nur die ‚Objektbegriffe’ sind hier als „Merkmalsrepräsentation“<sup>103</sup> bestimmt, während ‚Ereignisbegriffe’ sich als „Verknüpfungen“ zwischen (Ereignis- oder Objekt-) Begriffen bestimmen lassen<sup>104</sup>.

Ein Reiseberichterstatte des 18. Jahrhunderts, der sich durch die Anwendung seines ‚oberen Erkenntnisvermögens’ als ‚verständlich’ nobilitieren will, wird im Sinne der Vermögenpsychologie und Erkenntnisphilosophie also ‚deutliche Begriffe’ geben wollen, um den bedeuteten Gegenstand eindeutig zu unterscheiden. Die Beschreibung der *Rialto*-Brücke durch Goethes Vater kann als Musterbeispiel für das Bemühen eines

---

<sup>99</sup> Gottfried Wilhelm Leibniz, *Betrachtungen über die Erkenntnis, die Wahrheit und die Ideen*, in: *Fünf Schriften zur Logik und Metaphysik*, Stuttgart (Reclam) 1995, S. 9-16, Zitat S. 9f.

<sup>100</sup> ebd., S. 10

<sup>101</sup> KdrV, B 377, A 320, S. 326

<sup>102</sup> Werner Krause, *Denken und Gedächtnis aus naturwissenschaftlicher Sicht*, Göttingen u.a. (Hogrefe) 2000, S. 29

<sup>103</sup> ebd., S. 58

<sup>104</sup> ebd., S. 58

gelehrten Reisenden um ‚deutliche Begriffe‘ dienen. Er zählt Merkmale der Brücke auf, die den *Rialto* von anderen Brücken unterscheiden. Der Leser des Berichts kann sich ein ‚deutliches Bild‘ der Brücke machen. Er erfährt, daß der *Rialto* nur aus „einem einzigen Bogen“ besteht, daß er aus „weißem Marmor“ gefertigt ist, daß er architektonisch durch drei Gassen gegliedert ist, wobei sich zu „beiden Seiten der mittleren Gasse [...] 24 Läden für Galanteriewaren“<sup>105</sup> befinden, etc. Diese Beschreibung des *Rialto* ist der Versuch einer „Aufzählung der zureichenden Merkmale“<sup>106</sup> – es ist der ‚deutliche Begriff‘ von einer venezianischen Sehenswürdigkeit, die der gelehrte Reisende seiner Leserschaft gibt. Der heute vielleicht trocken anmutende Stil nüchterner Auflistung kann als Versuch des Autors gelesen werden, sich als ‚verständiger‘ Reisender zu zeigen: Das Bemühen um den ‚deutlichen Begriff‘ als zentrale Kategorie der historischen Wahrnehmungstheorie, Vermögenspsychologie und Erkenntnisphilosophie hat hier als ‚kognitiver Einfluss‘ auf die Wahrnehmung und Darstellung des Reiseschriftstellers gewirkt.

Ein anderes sinnfälliges Beispiel für mögliche kognitive Einflüsse der historischen Wahrnehmungstheorie auf Wahrnehmung und Darstellung im Reisebericht ist die geradezu totale Dominanz optischer Anschauungen im Reisebericht der Goethezeit. Sie wurzelt in der oben beschriebenen Hierarchie der Sinne, die das Auge an ihre Spitze stellt. Betrachten wir beispielsweise die *Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 bis 1788* von Karl Philipp Moritz. Auch bei ihm ist das Auge das wichtigste Organ der sinnlichen Wahrnehmung. Eine der ersten italienischen Städte, die er ausführlich beschreibt, ist Rimini. In den 22 kurzen Absätzen<sup>107</sup>, in denen Moritz seinen Aufenthalt in Rimini beschreibt, dominieren Begriffe wie ‚Ansehen‘, ‚Anblick‘, ‚Aussicht‘, oder auch als Verb ‚sehen‘ oder ‚sich dem Auge zeigen‘. Nur ein einziges Mal wird ausdrücklich das Gehör bemüht („[...] Jauchzen und Gesang ertönt von allen Seiten.“<sup>108</sup>). Moritz nimmt Rimini fast ausschließlich mit den Augen wahr – der Text belegt das schon zitierte „Privileg der Sehkraft“<sup>109</sup> in der Goethezeit. Es wirkt als ‚kognitiver Einfluß‘ auf die Wahrnehmung des Reiseschriftstellers.

Ein letztes Beispiel für kognitive Beeinflussung durch die zeitgenössische Wahrnehmungstheorie führt uns zum Vermögen der Urteilskraft, einem weiteren ‚hochklassigen‘ Vermögen in der Erkenntnistheorie des 18. Jahrhunderts, dessen Anwendung den Reiseberichtersteller ebenfalls als verständig nobilitiert. Die Urteilskraft ist bei Kant ein Vermögen zur Bewältigung der ‚Mannigfaltigkeit‘ der Natur, mit der es der wahrnehmende und erkennende Mensch zu tun hat. Sie sucht nach „Allgemeinheit der Prinzipien“<sup>110</sup> in der Natur, sei es als ‚bestimmende Urteilskraft‘, die unter ein gegebenes Allgemeines (eine Regel, ein Prinzip, ein Gesetz) das Besondere subsumiert, sei es als ‚reflektierende‘, die zu einem ‚Besonderen‘ das ‚Allgemeine‘ sucht<sup>111</sup>. Diese Beschreibung Kants bedeutet auch die Bestimmung der Urteilskraft als das wesentliche Vermögen zur Klassifikation der Dinge. Das 18.

---

<sup>105</sup> Johann Caspar Goethe, *Reise durch Italien im Jahre 1740 (Viaggio per l'Italia)*, hrsg. von der Deutsch-Italienischen Vereinigung, übersetzt von Albert Meier und Heide Hollmer, München (dtv) 1999 (vierte Auflage), S. 58

<sup>106</sup> Gottfried Wilhelm Leibniz, *Betrachtungen über die Erkenntnis*, in: *Fünf Schriften zur Logik und Metaphysik*, Stuttgart (Reclam) 1995, S. 9-16, S. 10

<sup>107</sup> Karl Philipp Moritz, *Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 bis 1788*, in: *Werke in zwei Bänden*, Bd. 2, hrsg. von Heide Hollmer und Albert Meier, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1997, S. 411-848, vgl. S. 431-435

<sup>108</sup> ebd., S. 431

<sup>109</sup> Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1997 (14. Auflage), S. 174

<sup>110</sup> KdU, B XXXVIII, A XXXVI, S. 96

<sup>111</sup> Vgl. KdU, B XXVI, A XXIV, S. 87

Jahrhundert gab als ‚Zeitalter der Klassifikation‘ ‚jedem repräsentierten Ding‘ seinen Namen bzw. Begriff, ‚der ihm gemäß war‘; dieser Begriff diente der Subsumierung unter allgemeinere Begriffe<sup>112</sup> – und damit der Klassifikation. ‚Klassifizierend‘ ordnete der gelehrte und verständige Mensch die Welt. So ist ‚Klassifizierung‘ mit Hilfe des Urteilsvermögens eine Wahrnehmungs- und Erkenntnisleistung, die auch vom Reiseberichterstatter der Goethezeit erbracht wird. Mit Selbstverständlichkeit hat Goethe seinen Linné – Prototyp des klassifizierenden Lehrbuchs im 18. Jahrhundert – ‚zum Analysieren‘<sup>113</sup> der unterwegs beobachteten Pflanzenwelt bei seiner *Italienischen Reise* in der Tasche. Waiblinger ist ein solches botanisches Interesse fremd; aber auch er ordnet seine Wahrnehmungen etwa in der *Charakterskizze der Römer und Römerinnen* zu einer umfassenden Klassifikation des italienischen Volkes, worauf in einem separaten Kapitel zurückzukommen sein wird. Und auch dort, wo Waiblinger nicht ‚klassifiziert‘, fordert er häufig zumindest ein ‚gesundes Urteil‘ ein: Die prominente Stellung des Urteilsvermögens ist ein ‚kognitiver Einfluß‘ der zeitgenössischen Erkenntnisphilosophie auf die Wahrnehmung des Reisenden. Im ‚vernünftigen Urteil‘ oder der ‚gelehrten Klassifikation‘ erfüllte der Reiseschriftsteller erkenntnistheoretische Forderungen seiner Zeit.

Auch jenseits dieser drei konkreten Beispiele konnte der historische Wahrnehmungsbegriff die Wahrnehmung und Darstellung der Reiseschriftsteller beeinflussen. Jene Vermögen aus der historischen Wahrnehmungstheorie werden bei einem Reiseschriftsteller als kognitiver Einfluß auf seine Wahrnehmung relevant, die er selbst, aus welchen Gründen auch immer, hoch schätzt. So wird die Geschichte des Reiseberichts implizit auch zu einer Geschichte von Wahrnehmungstheorie – und zu einer Geschichte kulturell bedingter Präferenzen für bestimmte Erkenntnisvermögen. Verschiebungen in der gesellschaftlichen Wertschätzung von Vermögen des menschlichen Intellekts jedenfalls lassen sich unmittelbar auch an den jeweils zeitgenössischen Reiseberichten ablesen.

Mit diesen vorangegangenen Überlegungen läßt sich die von der Forschung einhellig festgestellte ‚Subjektivierung‘ des Reiseberichts auch auf erkenntnis- und wahrnehmungstheoretischer Entwicklungen zurückführen. Als These sei formuliert, daß die ‚Subjektivierung‘ des Reiseberichts in dem Maße zunimmt, in dem die Erkenntniskritik die subjektive Bedingtheit von Wahrnehmung und Erkenntnis feststellt. Das passiert gleich in doppelter Hinsicht: Es bildet sich im 18. Jahrhundert nicht nur das Bewusstsein einer Distanz zwischen erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt, sondern auch die Erkenntnis interpersoneller Wahrnehmungsdifferenzen heraus: Nicht jedes Subjekt nimmt identische Objekte auch identisch wahr.

Kant behauptete am Ende des 18. Jahrhunderts: ‚[Wir haben] es überall (in der Sinnenwelt) selbst bis zu der tiefsten Erforschung ihrer Gegenstände mit nichts, als Erscheinungen, zu tun [...]‘<sup>114</sup>. Indem er in seinen Kritiken die subjektive, *a priori* Bedingtheit aller Erkenntnis der Objektwelt untersuchte, führte er erkenntniskritische Tendenzen zusammen, die bereits in den Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorien des späten 17. Jahrhunderts wurzeln. Schon Leibniz verwies etwa in seiner Untersuchung des Begriffs darauf, daß ‚adäquate Erkenntnis‘ beim Menschen aufgrund

---

<sup>112</sup> Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1997 (14. Auflage), S. 164

<sup>113</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise*, in: ders., *Hamburger Ausgabe* in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 11, *Autobiographische Schriften III*, München (dtv) 1998, S. 24

<sup>114</sup> KdrV, B63, A 46, S. 89

begriffstheoretischer Voraussetzungen nur annäherungsweise vorkomme<sup>115</sup>. Oder ein späteres Beispiel: Auch in Wolffs Definition von ‚Vorstellung‘ war bereits latent das Moment der Subjektivität vorhanden, indem er ausgehend von der Leibniz’schen Monadologie die Art der Reaktion auf die Affizierung (die Modifikation des Gemüts) abhängig von der Disposition dieses Gemüts sah – jedes Gemüt kann nur innerhalb seiner prädisponierten Schranken bewegt, aber nicht eigentlich verändert werden.<sup>116</sup> So ergab sich im 18. Jahrhundert zunehmend eine Distanz zwischen wahrnehmendem Subjekt und wahrgenommenem Objekt, bis Kant schließlich, wie bereits zitiert, formulierte: „das transzendente Objekt [...] bleibt uns unbekannt“<sup>117</sup>.

Dieses Moment der ‚Subjektivierung‘ von Erkenntnis aber mußte den Reiseschriftsteller, der ‚Kenntnisse‘ und ‚Erkenntnisse‘ von seinem Reiseland vermitteln wollte, nicht allzu sehr beunruhigen. Gerade Kant hatte ja festgestellt, daß die ‚subjektive Bedingtheit‘ von Erkenntnis auf *a priori* Formen der Anschauung und Gedanken beruhe, die „jedem Menschen zukommen“<sup>118</sup>. Seine Wahrnehmung und Erkenntnis der Dinge mochten zwar über das transzendente Objekt an sich nichts aussagen – da die *a priori* Prägungen aber der Gattung Mensch gemein sind, ist sinnvolle Verständigung über die Ordnung der Erscheinungen, mithin der Schein von ‚Objektivität‘, möglich: Die Analyse der *a priori* Formen von Wahrnehmung und Erkenntnis bedingten noch nicht zwangsläufig die ‚Subjektivierung‘ des Reiseberichts. Erkenntnistheoretischer ‚Sprengstoff‘ für den Reiseberichtersteller konnte dagegen in der Betrachtung der *a posteriori* Bedingtheiten von Wahrnehmung liegen. Ob in Herders kulturalanthropologischen Untersuchungen, in der seit Baumgarten zu ihrem Namen gekommenen Wissenschaft der Ästhetik, in der Erfahrungsseelenkunde oder im Geniediskurs: Mit Fortschritt des 18. Jahrhunderts wurden zunehmend die interindividuellen Unterschiede in der Anwendung und Prägung von Wahrnehmungs- und Erkenntnisvermögen thematisiert. Man kam zu der Überzeugung: Sie unterscheiden sich sowohl innerhalb verschiedener Kulturgemeinschaften als auch zwischen einzelnen Subjekten.

So untersucht etwa Herder in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* unter klimatologischen Aspekten die Prägung der menschlichen Sinne und kommt zu dem Schluß: „Die Sinnlichkeit unsres Geschlechts verändert sich mit Bildungen und Klimaten [...]“<sup>119</sup>. Kulturgemeinschaften also unterscheiden sich in ihrer Sinnlichkeit aufgrund klimatologischer und genealogischer Prägungen. Beispielsweise:

Der allgemeinste und notwendigste Sinn ist das Gefühl; [...]. Aber wie sehr ist dies Organ auch unter den Menschen verschieden, nachdem es die Lebensart, das Klima, die

---

<sup>115</sup> Vgl. Gottfried Wilhelm Leibniz, *Betrachtungen über die Erkenntnis*, in: *Fünf Schriften zur Logik und Metaphysik*, Stuttgart (Reclam) 1995, S. 9-16, S. 11

<sup>116</sup> „§ 107. Alle Veränderungen, die sich in einem Dinge ereignen können, sind Abwechslungen seiner Schranken. Denn wir treffen in einem Dinge weiter nichts an, als sein Wesen und die Einschränkungen dessen, was es in dem Wesen fortdauerndes hat. Das Wesen ist an sich unveränderlich (§42), und also bleibt nichts übrig, was verändert werden kan, als die Schranken dessen, was fortdauernd ist in einem Dinge.“ Christian Wolff, *Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt, den Liebhabern der Wahrheit*, Halle (4. Auflage) 1751, Zitat S. 54f

<sup>117</sup> KdrV, B 64, A 47, S. 90

<sup>118</sup> KdrV, B 60, A 43, S. 87

<sup>119</sup> Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, in: Martin Bollacher (Hg.), *Johann Gottfried Herder. Werke in 10 Bänden*, Bd. 6, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1989, S. 286

Anwendung und Übung, endlich die genetische Reizbarkeit des Körpers selbst modifizieret.<sup>120</sup>

Doch nicht nur Kulturgemeinschaften unterscheiden sich in der Ausprägung ihrer Sinnesorgane. Auch das einzelne Subjekt ist hinsichtlich seiner Wahrnehmungsorgane individuell geprägt und unterschieden von den anderen Subjekten:

Jeder Mensch hat ein eignes Maß, gleichsam eine eigne Stimmung aller sinnlichen Gefühle zueinander, so daß bei außerordentlichen Fällen oft die wunderbarsten Äußerungen zum Vorschein kommen, wie einem Menschen bei dieser oder bei jener Sache sei. [...] Selbst bei dem klärsten Sinn, dem Gesicht, äußern sich diese Verschiedenheiten nicht nur in der Nähe und Ferne, sondern auch in der Gestalt und Farbe der Dinge; daher manche Maler mit ihren so eigentümlichen Umrissen und fast jeder derselben in seinem Ton der Farben malet.<sup>121</sup>

Herder macht kulturelle und individuelle Prägungen als Bestimmungsgrund für unterschiedliche Wahrnehmungen aus. Er verlegt interindividuelle und kulturelle Unterschiede in der menschlichen Wahrnehmung noch in die Sinnesorgane selbst; ihre Bestimmung als Einfluß kognitiver Momente erfolgt noch nicht. Doch ist das Bewußtsein der *a posteriorischen* ‚Subjektivität‘ von Wahrnehmung (im Gegensatz zur *a priorischen* von Kant) hier bereits nachdrücklich formuliert.

Nicht nur für den Bereich der Sinnlichkeit war die ‚subjektive Prägung‘ von Wahrnehmung und Erkenntnis festgestellt; auch was die Weiterverarbeitung der sinnlichen Information durch die unteren und oberen Erkenntnisvermögen anging, hatte man individuelle Unterschiede identifiziert. Vor allem Potenzen wie die ‚Assoziationskraft‘, das ‚Einbildungsvermögen‘, ‚Phantasie‘ und ‚Witz‘ wurden für unterschiedliche Wahrnehmungen und Erkenntnisse von Subjekten verantwortlich gemacht. Besonders diese Momente der Subjektivierung sind es, die großen Einfluss auf die Reiseberichterstattung ausübten. Viele Reiseschriftsteller kalkultierten nun mit den ‚subjektiven Einflüssen‘ auf ihre Wahrnehmungen und Erkenntnisse bei der Darstellung. Daher rührt die Zunahme von wahrnehmungstheoretischen Kommentaren im Reisebericht der Goethezeit. Sie lassen erkennen, dass sich dem Reiseschriftsteller aus den wahrnehmungs- und erkenntnistheoretischen Überzeugungen der Zeit Freiheiten und Notwendigkeiten zugleich ergaben. Die ‚Subjektivierung‘ von Wahrnehmung und Erkenntnis konnte als Lizenz zur ‚Subjektivierung‘ der Darstellung begriffen werden – aber auch als Pflicht und Notwendigkeit, eben dieser ‚Subjektivität‘ von Wahrnehmung zu steuern.

Das gilt etwa für Reisende wie Goethe und Moritz. Beide wollten ihren Lesern eine Darstellung der bereisten ‚Fremde‘ geben, die möglichst nah an die Dinge an sich kommen sollte, eine Leitformel in Goethes *Italienischer Reise*. Beide waren noch um die sprichwörtliche ‚Objektivität‘ bemüht. Um die vielfältigen subjektiven Prägungen von Wahrnehmung wissend, wiederholt Goethe in der *Italienischen Reise* entsprechend immer wieder emphatisch seinen Anspruch, das „Auge licht, rein und hell“<sup>122</sup> sein zu lassen, die „Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken und mir ein freies,

---

<sup>120</sup> Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, in: Martin Bollacher (Hg.), *Johann Gottfried Herder. Werke in 10 Bänden*, Bd. 6, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1989, S. 287f.

<sup>121</sup> ebd., S. 287

<sup>122</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise*, in: ders., *Hamburger Ausgabe in 14 Bde.*, hrsg. von Erich Trunz, Band 11, *Autobiographische Schriften III*, München (dtv) 1998, S. 25

klares Anschauen der Lokalität zu erhalten“, die „Gegend real“<sup>123</sup> zu nehmen, „alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen“ und dabei die „völlige Entäußerung von aller Präention“<sup>124</sup> zu üben. Goethe betont diese Bemühung um ‚Objektivität‘, weil er sich bewußt ist, daß diese problematisch geworden ist. Der Naturwissenschaftler Goethe hat ja auch theoretisch die „hypothetische Unmöglichkeit“ festgestellt, sich von den betrachteten Objekten einen „deutlichen Begriff“ zu machen:

Sobald der Mensch die Gegenstände um sich her gewahr wird, betrachtet er sie in Bezug auf sich selbst, und mit Recht. Denn es hängt sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm gefallen oder mißfallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nutzen oder schaden. Diese ganz natürliche Art die Sachen anzusehen und zu beurteilen scheint so leicht zu sein als sie notwendig ist, und doch ist der Mensch dabei tausend Irrtümern ausgesetzt, die ihn oft beschämen und ihm das Leben verbittern.<sup>125</sup>

Gerade die Erfassung der Welt mit dem Sehsinn, dem wichtigsten in der Hierarchie der Wahrnehmungsorgane, ist kritisch, denn der Beobachter sehe „nie das reine Phänomen mit Augen“, sondern vieles hänge „von seiner Geistesstimmung, von der Stimmung des Organs im Augenblick, von Licht, Luft, Witterung, Körpern, Behandlung und tausend andern Umständen“ ab.<sup>126</sup> Geht es aber, wie in seiner *Italienischen Reise* (unter anderem) um möglichst objektive Weltabbildung und Weltbeschreibung, muß die ‚Subjektivität‘ der Wahrnehmung kompensiert werden. Das geschieht, indem Goethe versucht, die ‚subjektiven Einflüsse‘ so weit als möglich zu eliminieren – sein Auge also „licht, rein und hell“ sein zu lassen. Aus den erkenntniskritischen Tendenzen seiner Zeit ergibt sich für Goethe also zunächst keine Lizenz zur Subjektivität, sondern die Notwendigkeit, eben dieser entgegenzusteuern.

In der Praxis der Darstellung funktioniert diese Kompensation bei Goethe und Moritz durch Reflexion auf den Wahrnehmungsprozeß – und nicht durch einen Rückzug auf die Aufzählung ‚unterscheidender Merkmale‘, wie etwa noch im Reisebericht von Goethes Vater. Betrachten wir die Beschreibung der Arena von Verona bei Moritz und Goethe. Moritz macht sich bei ihrer Betrachtung und Darstellung frei von den Wirkungen der Einbildungskraft:

[Das Amphitheater, CG] versteckt sich auf einem großen und weitläufigen Platze hinter unansehnlichem Gemäuer. – Freilich verliert die Einbildungskraft bei dem wirklichen Anblick ihren schönen Spielraum, wo sie nach Gefallen zusetzen und abnehmen konnte.– Allein die Wirklichkeit tritt bald wieder in ihre Rechte. – Der Anblick der simplen Majestät erhält die Oberhand über jede übertriebene Vorstellung, welche hier wie Nebel verschwindet, da das Auge seinen sichern Maßstab hat.<sup>127</sup>

---

<sup>123</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 11, *Autobiographische Schriften III*, München (dtv) 1998, S. 122

<sup>124</sup> ebd., S. 134

<sup>125</sup> Johann Wolfgang v. Goethe, *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt*, in: Hamburger Ausgabe, hrsg. von Erich Trunz, Bd. 13, *Naturwissenschaftliche Schriften I*, München (dtv) 1998, S. 10-20, Zitat S. 10

<sup>126</sup> Johann Wolfgang v. Goethe, *Erfahrung und Wissenschaft*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Bd. 13, *Naturwissenschaftliche Schriften I*, München (dtv) 1998, S. 23-25, Zitat S. 24

<sup>127</sup> Karl Philipp Moritz, *Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 bis 1788*, in: *Werke in zwei Bänden*, Bd. 2, hrsg. von Heide Hollmer und Albert Meier, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1997, S. 411-848, Zitat S. 415

Moritz' Darstellung greift auf Vokabular aus der Theorie der verständigen ‚Deutlichkeit‘ zurück: Im reinen Anschauen korrigiert er ‚übertriebene Vorstellungen‘, es verschwinden die ‚Nebel‘ der Verwirrenheit, er will sich rein auf den ‚sichern Maßstab‘ des Auges verlassen, das die ‚Wirklichkeit‘ quantifizieren kann. Dabei aber gibt er im eigentlichen Sinne keine Abbildung der Arena; er beschränkt sich auf die Erörterung ihrer wahrnehmungstheoretischen Voraussetzungen. So behauptet Moritz gleichsam einen objektiven Blick – das Objekt aber bildet er nicht ab. Seine Reflexion auf den Wahrnehmungsprozeß aber unterstreicht die Legitimation seiner eigentlichen Wahrnehmung und Erkenntnis: die der „simplen Majestät“ der römischen Antike. Die Reflexion auf die eigene Wahrnehmung soll hier Erkenntnis bekräftigen. Ähnlich wie Moritz reflektiert Goethe bei der Darstellung der Arena über einen ‚Maßstab‘ des Auges, bleibt aber hinsichtlich des ‚sichern Maßstab‘ kritischer als Moritz:

Die Simplität des Oval ist jedem Auge auf die angenehmste Weise fühlbar, und jeder Kopf dient zum Maße, wie ungeheuer das Ganze sei. Jetzt, wenn man es leer sieht, hat man keinen Maßstab, man weiß nicht, ob es groß oder klein ist.<sup>128</sup>

Für seine Urteilskraft fehlen Vergleichsgrößen; statt nun aber Maßzahlen zu geben<sup>129</sup>, thematisiert Goethe die Schwierigkeit des Urteilens aufgrund des sinnlichen Eindrucks. Wiederum ist es die Reflexion auf die Wahrnehmung, die wie bei Moritz an die Stelle von textlicher Abbildung und ‚deutlichen Begriffen‘ tritt. Und wie bei Moritz soll diese Reflexion letztendlich die Gültigkeit einer These unterstreichen: daß das Amphitheater eigentlich dazu geschaffen sei, „das Volk mit sich selbst zum besten zu haben“<sup>130</sup> – ein Urteil über die leere Arena also sinnlos sei. So machen beide Schriftsteller aus der Not – der Problematik ‚objektiver Wahrnehmung‘ und der Steuerung ‚subjektiver Einflüsse‘ – doch eine Tugend: Indem sie diese Problematik reflektierend thematisieren, nehmen sie für ihre Wahrnehmung und Erkenntnis besondere Gültigkeit in Anspruch. Die Diskussion der eigenen Wahrnehmung fungiert als Beglaubigungsstrategie.

Sowohl Goethe als auch Moritz unterdrücken bzw. korrigieren die Wirkungen der ‚Einbildungskraft‘ und der ‚Empfindung‘. Goethe:

„[...] so habe ich immer bisher den geologischen und landschaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken und mir ein freies, klares Anschauen der Lokalität zu erhalten.“<sup>131</sup>

Moritz betont in ähnlichem Sinn, er wolle seine Wahrnehmungen nur in ‚ruhigen Momenten‘ darstellen: „Das Ziel meiner Wünsche hätte ich also nun erreicht; es ist mir aber heilig, und nur in den besten und ruhigsten Momenten soll sich meine

---

<sup>128</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 11, *Autobiographische Schriften III*, München (dtv) 1998, S. 40f

<sup>129</sup> Wie dies sein Vater getan hat: „[...] was seine Größe angeht, so steht es aber dem Kolosseum in Rom bei weitem nach, das 40 000 Menschen fassen konnte, während das von Verona nur knapp der Hälfte Platz bietet.“, Johann Caspar Goethe, *Reise durch Italien im Jahre 1740 (Viaggio per l'Italia)*, hrsg. von der Deutsch-Italienischen Vereinigung, übersetzt von Albert Meier und Heide Hollmer, München (dtv) 1999 (vierte Auflage), S. 398

<sup>130</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 11, *Autobiographische Schriften III*, München (dtv) 1998, S. 40f

<sup>131</sup> ebd., S. 122

Beschreibung daran wagen.“<sup>132</sup> ‚Ruhe‘, ‚Klarheit‘, ‚Helle des Auges‘ etc. sind bei Goethe und Moritz die Forderungen an die Wahrnehmung und Darstellung des Reiseschriftstellers. In ähnlichem Sinne fordert auch noch Seume im Vorwort seines *Spaziergangs*:

Es ist eine sehr alte Bemerkung, daß fast jeder Schriftsteller in seinen Büchern nur sein Ich schreibt. Das kann nicht anders sein, soll wohl nicht anders sein; wenn sich nur jeder vorher in gutes Licht und reine Stimmung setzt.<sup>133</sup>

Bezeichnend für die Emanzipation ‚subjektiver‘ Einflüsse auf Wahrnehmung und Darstellung im Reisebericht ist aber der Nachsatz, den Seume anfügt:

Ich bin mir bewußt, daß ich lieber das Gute sehe und mich darüber freue, als das Böse finde und darüber zürne: aber die Freude bleibt still, und der Zorn wird laut.<sup>134</sup>

Offenkundig unterdrückt Seume seine ‚Empfindungen‘ nicht mehr: Am Ende des 18. Jahrhunderts werden subjektive Vorstellungen (‚Empfindung‘ hatte Kant definiert als „Perzeption, die sich lediglich auf das Subjekt, als die Modifikation seines Zustandes bezieht“<sup>135</sup>) im Reisebericht immer mehr zugelassen. So rückt das reisende Subjekt mit den Voraussetzungen seiner Wahrnehmungen vehement ins Blickfeld. Auch hier wird die Not der ‚Subjektivität‘ gleichsam zur Tugend. Der Reiseschriftsteller ist sich bewußt, daß er „in seinen Büchern nur sein Ich schreibt“ – und nutzt diese erkenntnistheoretische Maxime als Lizenz zur Subjektivität. Während Goethe und Moritz noch nach ‚sichern Maßstäben‘ der Beobachtung, nach ‚Helle‘, ‚Klarheit‘, ‚Deutlichkeit‘, ‚Unterdrückung von Empfindung‘ etc. strebten, bestimmt so etwa Wilhelm Waiblinger seine Reisebilder gerade gegenteilig:

Übrigens dürfen Sie auch unter diesen Gemälden und Darstellungen nicht die vollendete Kunst der reifen lange verweilenden Beobachtung, sondern nur die flüchtig, noch im ersten warmen Gefühl, noch im frischen Eindruck hingeworfenen Skizzen des oft zerstreuten, oft zu sehr mit sich selbst beschäftigten Wanderers, gleichsam nur ein lebhaft geschriebenes, an Sie gerichtetes Tagebuch hoffen. Wer solche Bilder geben will, dessen Seele sollte so rein und klar, so ruhig und unbewegt, so schön und eben sein, wie ein See, der alle Gegenstände in sichern wahren Umrissen abspiegelt, aber leider ist unser Gemüt nicht immer heiter genug, um jene so aufzunehmen, wie es sein sollte, und noch öfter finden wir gar Beispiele von einer schlimmen Eigenschaft jenes Gleichnisses, ich meine nämlich, eine gänzlich verkehrte Abspiegelung in unserm Gemüt oder eine auf den Kopf gestellte Darstellung.<sup>136</sup>

---

<sup>132</sup> Karl Philipp Moritz, *Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 bis 1788*, in: *Werke in zwei Bänden*, Bd. 2, hrsg. von Heide Hollmer und Albert Meier, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1997, S. 411-848, S. 470

<sup>133</sup> Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 11

<sup>134</sup> Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 11

<sup>135</sup> KdrV, B 377, A 320, S. 326

<sup>136</sup> Wilhelm Waiblinger, *Wanderung ins Sabinerland*, in: ders., *Werke und Briefe. Textkritische und kommentierte Ausgabe in fünf Bänden*, Bd. 4, *Reisebilder aus Italien*, hrsg. von Hans Königer, Stuttgart (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger) 1988, S. 198-264, (künftig: WIS), Zitat S. 198f.

Waiblinger versucht erst gar nicht die Unterdrückung subjektiver Einwirkungen auf Wahrnehmungen und Darstellungen, sondern stellt ihre Bedingtheit heraus. Die von Goethe emphatisch behauptete eigene Weltwahrnehmung und -abbildung mit ‚hellem, lichten Auge‘ hatte zur Ausprägung des Topos von Goethe als ‚ruhigem Spiegel der Natur‘ geführt. So etwa bei Moritz: „Dieser Geist ist ein Spiegel, in welchem sich mir alle Gegenstände in ihrem lebhaftesten Glanze und in ihren frischesten Farben darstellen.“<sup>137</sup> Ähnlich Heine: „Wir schauen nämlich darin [in der *Italienischen Reise*] überall tatsächliche Auffassung und Ruhe der Natur. Goethe hält ihr den Spiegel vor, oder besser gesagt, er ist selbst der Spiegel der Natur.“<sup>138</sup> Bei Waiblinger finden wir den Topos anders gewendet und auf sich selbst bezogen. Auch er begreift sich mit seinen Wahrnehmungen und Darstellungen als Medium und ‚Spiegel‘ der Außenwelt. Um diese ‚objektiv‘ abbilden zu können, müsse aber die Seele „so rein und klar, so ruhig und unbewegt, so schön und eben sein, wie ein See, der alle Gegenstände in sichern wahren Umrissen abspiegelt, aber leider ist unser Gemüt nicht immer heiter genug, um jene so aufzunehmen, wie es sein sollte [...]“. Anders als Goethe unterdrückt Waiblinger die Wirkungen seines Gemüts auf Wahrnehmung und Darstellung nicht mehr. Wie Goethe reflektiert er sie – bemüht sich aber nicht um ihre Eliminierung.

Diese Emanzipation subjektiver Darstellungen bedeutet eine Aufwertung des ästhetischen (‚sinnlichen‘) Urteils im Reisebericht und die Abnahme der verständigen ‚deutlichen Begriffe‘ im Reisebericht der Goethezeit. Sie korrespondiert mit der Entwicklung der Hierarchie der Erkenntnisvermögen, die auf Frühaufklärer wie Leibniz, Descartes, Locke, etc. zurückgeht. Sinnliche Erkenntnis galt ihnen als ‚verworren‘, begriffliche dagegen als ‚deutlich‘. Die Vermögen dieser Erkenntnisse wurden entsprechend hierarchisiert: Die ‚unteren‘ für die sinnliche, die ‚oberen‘ für die intellektuelle Erkenntnis. Doch erlebte die sinnliche Erkenntnis im Laufe des 18. Jahrhunderts eine (nicht nur philosophische) Emanzipation. Alexander Gottlieb Baumgarten ‚begründete‘ zu Mitte des Jahrhunderts ihre Wissenschaft: die Ästhetik. Baumgarten definierte folgendermaßen: „AESTHETICA (theoria liberalium artium, gnoseologia inferior, ars pulchre cogitandi, ars analogi rationis) est scientia cognitionis sensitivae.“<sup>139</sup> Genauso bestimmte Sulzer, der bedeutende Ästhetiktheoretiker des ausgehenden 18. Jahrhunderts, an Baumgarten anschließend, den Begriff: „Das Wort bedeutet eigentlich Wissenschaft der Empfindungen“<sup>140</sup>. Kant betonte in seiner gleich gelagerten Definition des ‚ästhetischen Urteils‘ dabei dessen Subjektivität: „Was an der Vorstellung eines Objekts bloß subjektiv ist, d.i. ihre Beziehung auf das Subjekt, nicht auf den Gegenstand, ausmacht, ist die ästhetische Beschaffenheit derselben; [...]“<sup>141</sup>. Das schließt an seine bereits mehrfach zitierte Bestimmung von ‚Empfindung‘ (*sensatio*) an.

---

<sup>137</sup> Karl Philipp Moritz, *Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 bis 1788*, in: *Werke in zwei Bänden*, Bd. 2, hrsg. von Heide Hollmer und Albert Meier, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1997, S. 411-848, Zitat S. 494

<sup>138</sup> Heinrich Heine, *Reise von München nach Genua*, in: ders., *Reisebriefe und Reisebilder*, hrsg. von Gotthard Erler, (Rütten&Loening) 1981, S. 267-362, Zitat S. 335

<sup>139</sup> „Die Ästhetik (als Theorie der freien Künste, als untere Erkenntnislehre, als Kunst des schönen Denkens und als Kunst des der Vernunft analogen Denkens) ist die Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis.“, Alexander Gottlieb Baumgarten, *Theoretische Ästhetik. Die grundlegenden Abschnitte aus der „Aesthetica“ (1750/58)*, lat.-dt., hrsg. und übersetzt von Hans Rudolf Schweizer, Hamburg (Meiner) 1983, § 1, S. 2f.

<sup>140</sup> Johann Georg Sulzer, Stichwort *Ästhetik*, in: ders., *Allgemeine Theorie der schönen Künste*, Unveränderter Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1792, Hildesheim 1994, Bd. 1, S. 47

<sup>141</sup> KdU, B XLIII, A XLI, S. 99

So nehmen aufgrund dieser Emanzipation des ästhetischen Urteils sinnliche Erkenntnisse, Empfindungen, Einwirkungen der Einbildungskraft etc. im Reisebericht zu, und zwar umso stärker, je mehr sich die ‚unteren Erkenntnisvermögen‘ auch theoretisch emanzipieren. Schon im Vergleich der *Rialto*-Beschreibungen durch Goethe sen. und Goethe jr. hatte sich dieser Befund angedeutet. Johann Wolfgang von Goethe schildert vom *Rialto* ästhetische Eindrücke – Wahrnehmungen der unteren Erkenntnisvermögen also. Diese unterliegen nicht mehr einem Objektivitätsideal; sie sagen über den wahrgenommenen Gegenstand selbst nichts aus, sondern nur darüber, wie ihn ein Subjekt empfunden hat. Solche ästhetischen Urteile drängen im Reisebericht der Goethezeit Wahrnehmungen und Darstellungen in ‚deutlichen Begriffen‘ – die Aufzählung zureichender Merkmale – immer weiter zurück, bis die Vermittlung statistisch-objektiver Daten, wie sie der ‚gelehrte Reisebericht‘ zum Zweck hatte, im Extremfall nur noch zum Gegenstand komischer Ironie taugt. So beispielsweise in Heines *Harzreise*:

Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität, gehört dem Könige von Hannover und enthält 999 Feuerstellen, diverse Kirchen, eine Entbindungsanstalt, eine Sternwarte, einen Karzer, eine Bibliothek und einen Ratskeller, wo das Bier sehr gut ist.<sup>142</sup>

Das Nützlichkeitsgebot der gelehrten Reise mit ihrer ‚statistischen‘ Welterfassung wird von Heine *ad absurdum* geführt. Wirklich ‚deutlich‘ erfährt der Leser nur Heines ‚ästhetisches Urteil‘ über Göttingen: „Die Stadt selbst ist schön und gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht.“<sup>143</sup>

Das Vordringen ‚ästhetischer Urteile‘ im Reisebericht bedeutet eine erhebliche ‚Subjektivierung‘ der Gattung – allein schon durch die Definition des ‚ästhetischen Urteils‘. Der Leser bekommt nicht mehr nur ‚deutliche Begriffe‘ und ‚objektive Daten‘ vermittelt, sondern liest nun auch die Darstellung von subjektiven Empfindungen. Er wird dabei Zeuge eines ästhetischen Genusses, der nicht sein eigener ist, sondern ihm durch das empfindende Subjekt nur vermittelt wird. Er muß sich also der ‚Empfindungskraft‘ des reisenden Subjekts überlassen. Im Vordringen des ästhetischen Urteils in den Reisebericht scheint sich so auch der Wandel von der Repräsentations- zur Produktionsästhetik am Ende des 18. Jahrhunderts abzuzeichnen.

Dieser Wandel bedeutete einen grundsätzlichen Paradigmenwechsel in der Bestimmung ästhetischer Zwecke. Das ‚Schöne‘ sollte nunmehr um des schöpferisch tätigen Künstlers willen da sein, und nur noch in zweiter Linie für das nacherlebende und -empfindende Publikum. Emphatisch hatte der junge Goethe in diesem Sinne gefordert:

Denn um den Künstler allein ist’s zu tun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publikum, ob das, wenn’s ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum’s gaffe, oder nicht, was liegt an dem?<sup>144</sup>

---

<sup>142</sup> Heinrich Heine, *Die Harzreise*, in: ders., *Reisebriefe und Reisebilder*, hrsg. von Gotthard Erler, (Rütten&Loening) 1981, S. 117-198, Zitat S. 120

<sup>143</sup> ebd., S. 120

<sup>144</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Die schönen Künste von Sulzer. Aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen (1772)*, in: ders., *Hamburger Ausgabe in 14 Bde.*, hrsg. von Erich Trunz, Band 12, *Schriften zur Kunst und Literatur*, München (dtv) 1998, S. 20

Im Kern postuliert die Polemik des jungen Goethes gegen Sulzer die Zweckfreiheit ästhetischen Schaffens und Erlebens. Der Zweck des ästhetischen Genusses wird in die Empfindungen des Subjekts selbst zurückverlegt. Der Rezipient von Kunst wird an diesem Empfinden erst mittelbar beteiligt, indem er den Genuß des empfindenden Subjekts nachvollzieht. In diesem Sinne hatte auch Moritz in seinem Aufsatz *Über die bildende Nachahmung des Schönen* mit Bezug auf das Genie formuliert:

[...] das bildende Genie ist daher im großen Plane der Natur zuerst *um sein selbst*, und dann erst um unsertwillen da; weil es nun einmal außer ihm noch Wesen gibt, die selbst nicht schaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht ist, mit ihrer Einbildungskraft umfassen können.<sup>145</sup>

Ähnlich wie in der Rezeption des Kunstwerks ist der Leser eines Reiseberichts nur mittelbar am ästhetischen Genuß des Subjekts beteiligt. Dabei genießt das reisende Subjekt schon in den Reiseberichten von Moritz und Goethe in erster Linie aus Selbstzweck – Goethe bekennt, er habe in Italien nur die „innerlichsten“ Zwecke verfolgt<sup>146</sup>. Das Vordringen ästhetischer Wahrnehmungen in den Reisebericht, das sich bei reisenden Künstlern wie Goethe und Moritz, später mit Vehemenz bei Waiblinger, vollzieht, ist also durchaus im Zusammenhang mit der Emanzipation des ästhetischen Genusses als Selbstzweck in der Produktionsästhetik zu sehen.

Die Aufwertung ästhetisch-subjektiver Potenzen im Zusammenhang mit der Produktionsästhetik kann man selbst bei einem Reisenden wie Seume nachweisen, der nicht in erster Linie reisender Künstler war. Während etwa Goethe und Moritz noch, wie dargestellt, den Wirkungen der ‚Einbildungskraft‘ auf ihre Wahrnehmung und Darstellung zu steuern versuchen, intensiviert Seume mit ihrer Hilfe sein sinnliches Erleben. Er überläßt sich ihren Einflüssen ganz ungeniert – und läßt sie produktiv-dichterisch tätig werden:

Als ich in einer melancholisch ruhigen Stimmung über Vergangenheit und Gegenwart hing und mit meinem Mäoniden in der Hand aus dem Garten auf den Himerfluß [in Termini] hinabschaute, ward unwillkürlich eine Elegie in meiner Seele lebendig. Es war mir, als ob ich die Göttin der Insel mit noch mehr Schmerz als über ihre geliebte Tochter am Anapus klagen hörte, und ich gebe Dir ohne weitere Bemerkung, was aus ihrer Seele an die meinige herüber hallte.<sup>147</sup>

Daran schließt sich seine Elegie *Trauer der Ceres* an. Er läßt den Leser teilhaben an den Wirkungen seiner Einbildungskraft, die direkt in einen schöpferischen Prozeß führen: „unwillkürlich“ wird „eine Elegie“ in seiner „Seele lebendig“. Solche Prozesse ereignen sich immer wieder, so auch im Angesicht der Wasserfälle von Terni. Die eingeschaltete Ode an dieses Naturkunstwerk wird folgendermaßen eingeleitet:

---

<sup>145</sup> Karl Philipp Moritz, *Über die Bildende Nachahmung des Schönen*, in: ders., *Werke in zwei Bänden*, Bd. 2, hrsg. von Heide Hollmer und Albert Meier, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1997, S. 958-991, Zitat S. 974. Das gleiche Zitat in Goethes *Italienischer Reise: Johann Wolfgang von Goethe, Italienische Reise*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 11, *Autobiographische Schriften III*, München (dtv) 1998, S. 536

<sup>146</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 11, *Autobiographische Schriften III*, München (dtv) 1998, S. 348

<sup>147</sup> Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 249

Ich saß gegenüber auf dem Felsen und vergaß einige Minuten alles, was die Welt sonst großes und schönes haben mag. Etwas größeres und schöneres von Menschenhänden hat sie schwerlich aufzuweisen. Folgendes war halb Gedanke, halb Gefühl, als ich wieder bei mir selbst war.<sup>148</sup>

Das intensive ästhetische Erlebnis, dem sich Seume als Wirkung der ‚unteren Erkenntnisvermögen‘ überläßt, führt auch hier zur unmittelbaren Aktivierung der Einbildungskraft und zu dichterischer Produktion. Er genießt für sich, aus Selbstzweck, beteiligt den Leser aber daran mittelbar, indem er durch Wiedergabe des Gedichts auch dessen ‚Einbildungskraft‘, ganz im Sinne von Moritz produktionsästhetischer Bestimmung, anregt.

In der Folge dieser Emanzipation subjektiver Darstellungen im Reisebericht mehren sich auch autobiographische Momente im Reisebericht, die die Wahrnehmungsstrukturen des reisenden Subjekts erklären können: Mithilfe von biographischer Information oder etwa der Darlegung von Selbstkonzepten werden dem Leser Daten an die Hand gegeben, um die subjektiven Prägungen von Wahrnehmung und Darstellung bei der Lektüre einkalkulieren zu können. Mehr noch: Autobiographische Momente und Selbstbeschreibungen werden mitunter regelrecht zum Zweck vieler Reiseberichte. Wenn Goethe die Beschreibung der *Rialto*-Brücke mit der Information eröffnet: „Ich fand leicht den großen Kanal und die Hauptbrücke Rialto [...]“<sup>149</sup>, so ist darin gar keine Kenntnis des Gegenstandes vermittelt. Dagegen erfährt der Leser etwas über die Orientierungsgabe des reisenden Subjekts. Die Darstellung der eigenen Person und ihrer Fertig- und Fähigkeiten setzt ein Interesse beim Leser voraus, das sich nicht mehr (nur) auf das bereiste Land richtet, sondern auch auf den Reisenden selbst. Nicht nur die theoretischen und praktischen Voraussetzungen der Wahrnehmung sind in einem ständigen Wandel begriffen, sondern auch die Zwecke des Reiseberichts.

### 4.3 Die Zwecke des Reiseberichts

Die Zwecke für sich bilden wiederum ein komplexes Gefüge aus, das vielfältig auf den Reisebericht einwirkt. Durch die Texte scheint eine Vielzahl von Zwecken hindurch: Der Reisebericht ist ein ‚multifunktionaler‘ Text. Dennoch kann man freilich Haupttendenzen in den Zwecken und Funktionen feststellen. So stehen die Reise und der Reisebericht im 18. Jahrhundert zunächst wesentlich unter dem Primat des Nützlichkeitsgebots – was nicht nur für die gelehrte Reise des aufgeklärten Bürgers gilt, sondern auch für die Kavaliertouren, wie Griep betont<sup>150</sup>. Reise und der Reisebericht sollten ‚nützlich‘ sein, dem Reisenden selbst wie dem Leser, der die Reise lesend nachvollzog. Diese Grundanforderung an die Reise und den Reisebericht führt Griep auf die ökonomischen Entwicklungen seit dem 16. Jahrhundert zurück. Er sieht die historischen Wurzeln sowohl der gelehrten Reise als auch der Kavaliertour in der Welterschließung zu Zwecken, die sich letzten Endes auf ökonomische Absichten zurückführen ließen<sup>151</sup>. Reisend erwarben sich die Menschen der Neuzeit Kenntnisse

---

<sup>148</sup> Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 128

<sup>149</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 11, *Autobiographische Schriften III*, München (dtv) 1998, S. 68

<sup>150</sup> Vgl. Wolfgang Griep, *Reiseliteratur im späten 18. Jahrhundert*, in: Grimmiger, R. (Hg.), *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 3, München-Wien (Hanser) 1980, S. 739-764, besonders S. 743

<sup>151</sup> ebd., S. 741

und Fähigkeiten, die sie selbst (oder andere) mit Gewinn anwenden konnten: Der Adlige erwarb sich etwa auf Kavalierstour zu fremden Höfen diplomatisches Geschick, juristische Kenntnisse, erlernte höfisches Benehmen, etc., Kompetenzen, die ihn zur Karriere daheim befähigten. Dem Kaufmann war Reisen notwendige Tätigkeit im Kontext der Entwicklung des Handelskapitalismus<sup>152</sup>.

So befestigte sich früh auch das Nützlichkeitsgebot des Reiseberichts: Er sollte dem Leser nützliches Anwendungswissen bereitstellen. Dabei wandelt sich das Verständnis von dem, was eigentlich nützlich sei. Mit der Erkenntnistheorie des ausgehenden 17. Jahrhunderts setzt die dargestellte Konjunktur des ‚deutlichen Begriffs‘ ein, der eine ‚kritische‘ Annäherung an die beobachteten Gegenstände bedeutet. Diese epistemologischen Bestimmungen wirkten sich auch auf die Reiseberichte aus:

Im 18. Jahrhundert, im rationalistischen Zeitalter, fand insofern eine bemerkenswerte Horizonterweiterung statt, als die kritische Betrachtung von Dingen und Verhältnissen den nur auf das Kuriose, Exotische, Anekdotische und Buntscheckige abzielenden unkritischen Stoffhunger des 17. Jahrhunderts überwand. Die Kavalierstour der hohen Herren mit ihren weltmännischen Interessen und zuletzt erstarrten Formen wurde abgelöst durch die Italienreisen der Vertreter des gehobenen Bürgerstandes.<sup>153</sup>

Die Erkenntnistheorie hatte durch ihr Bemühen zur Definition von ‚deutlicher Erkenntnis‘ den theoretischen Grund zur Bestimmung dessen bereitgestellt, was im 18. Jahrhundert ‚nützlich Anwendungswissen‘ sein konnte: Die Aneignung und Vermittlung ‚deutlicher Begriffe‘, die dem Leser etwa eines Reiseberichts helfen konnten, die bezeichneten Gegenstände klar und deutlich zu erkennen und wiederzuerkennen. Programmatisch erklärt Georg Forster – der selbst als Reiseberichterstatter aufgetreten war – noch am Ende des 18. Jahrhunderts in diesem Sinne zur Aufgabe des Reiseberichts, „dem Verstande eine Menge neuer Begriffe, Erkenntnisse, Urtheile und Grundsätze“ einzuprägen.<sup>154</sup>

Durch möglichst objektiv-genaue Beobachtung sollte der Reiseberichterstatter solche Daten erheben und mitteilen, die deutliche Kenntnisse bereitstellten. Der aufgeklärte Reiseschriftsteller im 18. Jahrhundert war damit gleichsam einer ‚Objektivitätspflicht‘ unterworfen. Wieland postulierte noch 1785:

Die erste und wesentlichste Eigenschaft eines Schriftstellers, welcher einen Beytrag zur Menschen- und Völker-Kunde, aus eigener Beobachtung liefert, ist: daß er den aufrichtigen Willen habe die Wahrheit zu sagen; daß er folglich keiner Leidenschaft, keiner vorgefassten Meynung, keiner interessierenden Privatabsicht wissentlich einigen Einfluß in seine Nachrichten und Bemerkungen erlaube. Seine erste Pflicht ist Wahrhaftigkeit und Unpartheylichkeit [...].<sup>155</sup>

---

<sup>152</sup> Vgl. Wolfgang Griep, *Reiseliteratur im späten 18. Jahrhundert*, in: Grimmiger, R. (Hg.), *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 3, München-Wien (Hanser) 1980, S. 739-764, S. 741

<sup>153</sup> Joachim Wieder, *Vom deutschen Italienerlebnis. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Italienreisen*, in: Max Leonhard (Hg.), *Nisus librorum nitore. Werner Goebel zum 65. Geburtstag*, München (Uni-Druck) 1980, S.133-171, Zitat S. 145f.

<sup>154</sup> Georg Forster, *Cook der Entdecker*, in: Horst Fiedler et al. (Hg.), *Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, Bd. 5, *Kleine Schriften zur Völker- und Länderkunde*, Berlin (Akademie Verlag) 1985, S. 191-302, Zitat S. 192f.

<sup>155</sup> Christoph Martin Wieland, *Über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller in Absicht ihrer Nachrichten, Bemerkungen, und Urteile über Nationen, Regierungen, und andre politische Gegenstände*, in: Fritz Martini und Hans Werner Seiffert (Hg.), *Christoph Martin Wieland. Werke*, Bd. 3, München (Hanser) 1967, S. 482-492, Zitat S. 486

Die so gewonnenen Kenntnisse und Erkenntnisse waren in vielfältiger Hinsicht nützlich, etwa zur Vorbereitung einer eigenen Reise und auf der Reise selbst. So bemerkte der Historiker und Staatswissenschaftler A.L. Schlözer laut den Nachschriften seiner letzten in Göttingen gehaltenen Vorlesung aus dem Wintersemester 1795/96:

Im Allgemeinen: Was man ohne Gefahr und ohne große Kosten sehen kann, sehe man. Noch vor 40 Jahren konnte man wegen Mangel an Reisebeschreibungen lange nicht so nützlich reisen. Itzt ist das Sehenswürdige schon beschrieben, sogar Manufacturen.<sup>156</sup>

Je mehr (Vor-)Kenntnisse der Reisende durch Reisebeschreibungen hatte, desto ‚nützlicher‘ konnte die eigene Reise werden. So potenzierten sich Reisen und Reisebeschreibungen wechselseitig in der Ansammlung von ‚nützlichem Wissen‘: Vor Ort verglich der Reisende sein durch Reiseberichte erworbenes Vorwissen mit der empirischen Anschauung und bereicherte hinterher durch seine Berichterstattung wiederum das Wissen der Öffentlichkeit.

Doch nicht nur dem Reisenden selbst war der Reisebericht nützlich. Als Bildungsmedium vermittelte der Reisebericht einer aufgeklärten Öffentlichkeit überhaupt Kenntnisse und Erkenntnisse. Reiseberichte gehörten selbstverständlich in die gut sortierte Privatbibliothek des aufgeklärten Bürgers. Zur Charakterisierung seines Vaters berichtet Goethe in diesem Sinne etwa, daß sich in dessen Bücherbestand stets die „ersten Reisebeschreibungen, Seefahrten und Länderentdeckungen“<sup>157</sup> gefunden hätten. Auch Philosophie und Wissenschaft machten sich Reisebeschreibungen vielfältig zu Nutze, etwa in erdkundlichen, ethnologischen, anthropologischen oder geschichtlichen Untersuchungen: Reiseberichte fungierten als Quellen. Herder betont diese Funktion in *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*, wenn auch im Kontext einer Polemik (er wendet sich gegen Geschichtsschreibung, die Geschichte als Fortschritt versteht):

Wir haben unser jetziges Zeitalter fast aller Nationen und so die Geschichte fast aller Vorzeiten durchkrochen und durchwühlt, ohne fast selber zu wissen, wozu wir sie durchwühlt haben. Historische Fakta und Untersuchungen, Entdeckungen und Reisebeschreibungen liegen da: wer ist es, der sie sondere und sichte?<sup>158</sup>

Die Verlässlichkeit des Reiseberichts als wissenschaftliche Quelle hatte wiederum die ‚verständige‘ Wahrnehmung und Darstellung des Reiseschriftstellers zu garantieren.

Die vielfältige ‚Nützlichkeit‘ des Reiseberichts sorgte mit Fortschritt des 18. Jahrhunderts geradezu für das Entstehen einer ‚Veröffentlichungspflicht‘ des Reisenden. Die spätere Veröffentlichung war oftmals sogar Anlaß und Zweck einer

---

<sup>156</sup> *Vorlesungen über Land- und Seereisen, gehalten von Herrn Professor Schlözer. Nach dem Kollegheft des stud. jur. E.F. Haupt (Wintersemester 1795/96)*, hrsg. von Eilhelm Ebel, Göttingen (Musterschmidt-Verlag) 1962, S. 58

<sup>157</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 9, *Autobiographische Schriften I*, München (dtv) 1998, S. 39

<sup>158</sup> Johann Gottfried Herder, *Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit*, in: Martin Bollacher (Hg.), *Johann Gottfried Herder. Werke in zehn Bänden*, Bd. 4, *Schriften zu Philosophie, Literatur, Kunst und Altertum*, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1994, S. 9-108, Zitat S. 88

Reise selbst<sup>159</sup>. Die erworbenen deutlichen Kenntnisse sollten einer gelehrten Öffentlichkeit zur weiteren Nutzung vorgestellt werden; gleichzeitig wurden sie durch die Veröffentlichung „zumindest virtuell der öffentlichen Kontrolle durch wissenschaftliche Sozietäten“<sup>160</sup> unterworfen. So erfuhr die Gattung Reisebericht besonders gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine ungeheure Publizität: „Während bis 1770 der Anteil dieser Gruppe an der Buchproduktion [in Deutschland] bei weniger als zwei Prozent gelegen hat, ist er 1800 auf 4,51% gestiegen [...]“<sup>161</sup>. Allein an deutschen Italienreisen zählt Stefan Oswald im Zeitraum von 1770 bis 1830 rd. 200 Titel<sup>162</sup>. Nach Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger „ist die Vermehrung der literarischen Reisen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zumindest ebenso beträchtlich wie die der Romane.“<sup>163</sup> Doch auch in den Dezennien davor ist in Deutschland ein enormer Anstieg der Reiseberichtspublicationen zu verzeichnen; Brenner rechnet für das ganze 18. Jahrhundert allein in Deutschland mit rd. 5000 bis 6000 Titeln<sup>164</sup>.

Das Nützlichkeitsgebot der Reise selbst hatte seinen Beitrag zu dieser enormen Publizität getan. Weil die ‚verständige‘ Reise nützlich für allgemeine Bildung, Wissenschaft oder andere Reisende sein konnte, hatte sich eine Art ‚Veröffentlichungspflicht‘ gebildet: Die aufgeklärte Allgemeinheit sollte an dem erworbenen Wissen beteiligt werden, um selbst ‚Nutzen‘ davon ziehen zu können. So schreibt der evangelische Pfarrer Johannes Kern im Jahr 1787 im *Schwäbischen Magazin zur Beförderung der Aufklärung*:

Ich nehme, mit jedem vernünftigen Mann, als ausgemacht an, daß die Bekanntmachung von Reisebeschreibungen, zumal wenn sie unser deutsches Vaterland zum Gegenstand haben, eine äußerst nützliche und verdienstliche Sache ist.<sup>165</sup>

Dann benennt er die zwei hauptsächlichen Zwecke, die einen Reisebericht aus seiner Sicht nützlich machen können:

Sie [die Leser] werden dadurch doch auf ihrem Zimmer, ohne große Kosten aufwenden zu dürfen, mit unserem deutschen Vaterlande, dessen guten und fehlerhaften Einrichtungen, seinen natürlichen Schönheiten, Reichthümern, Vorzügen vor manchen andern Ländern, mit unsern entfernteren deutschen Landsleuten, ihrem Charakter, ihrer Denkungsart, ihren Sitten, ihrer Geistesaufklärung oder Dunkelheit u. dgl. bekannt, und

---

<sup>159</sup> vgl. Wolfgang Griep, *Reiseliteratur im späten 18. Jahrhundert*, in: Grimmiger, R. (Hg.), *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 3, München-Wien (Hanser) 1980, S. 739-764, S. 744

<sup>160</sup> Peter J. Brenner, *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, 2. Sonderheft, *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1990, S. 162

<sup>161</sup> ebd., S. 168; vgl. dazu auch: Reinhard Wittmann, *Die frühen Buchhändlerzeitschriften als Spiegel des literarischen Lebens*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 13 (1976), Sp. 613-931, hier vor allem Sp. 841f.

<sup>162</sup> Stefan Oswald, *Italienbilder. Beiträge zur Wandlung der deutschen Italienauffassung 1770-1840*, Heidelberg (Winter) 1985, vgl. Bibliographie

<sup>163</sup> Wolfgang Griep, Hans-Wolf Jäger, *Vorwort*, in: diess., *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*, Heidelberg (Carl Winter Universitätsverlag) 1983, S. VII

<sup>164</sup> Peter J. Brenner, *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, 2. Sonderheft, *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1990, S. 169

<sup>165</sup> Johannes Kern, *Briefe über das Schriftstellerwesen*, in: *Schwäbisches Magazin zur Beförderung der Aufklärung*, Bd. 2 (1787), S. 488f.

lernen daraus, was in ihrem eigentlichen und besonderen Vaterlande entweder schon gut und löblich und vorzüglich ist, oder doch eine Abänderung und Verbesserung bedürfte.<sup>166</sup>

‚Nützlich‘ wird der Reisebericht nach Kern zunächst, indem er die reale Reise substituiert: „ohne große Kosten aufwenden“ zu müssen, würde sich der Leser in seinem Zimmer Kenntnisse über fremde Gegenden erwerben. Er lerne die beschriebenen Gegenstände kennen und zu beurteilen. Implizit ist damit bei Kern noch die Objektivitätspflicht eingefordert – die vermittelten Kenntnisse des Reisenden müssen deutlich und klar sein, ‚wahrhaftig und unparteilich‘ in Wielands Worten, damit der Leser auch ohne empirische Anschauung keine ‚falschen‘ Begriffe bekomme.

Der zweite Zweck des Reiseberichts, den wir aus Kerns Ausführung ablesen können, ist ein inhaltlicher: Die im Reisebericht angesammelten Daten dienen zur Selbstvergewisserung über die eigene Lebenswirklichkeit. Mit den Daten aus fremden Ländern ist eine Folie zur Bestimmung des ‚Eigenen‘ gewonnen. So betont Wuthenow diese Funktion des Reiseberichts zur Bestimmung einer ‚europäischen‘ Identität im 17. und 18. Jahrhundert:

Das europäische Selbstverständnis entwickelt sich im Zusammenhang mit der Aufnahme von Nachrichten und Beschreibungen aus fremder, ungeahnter, also exotischer Welt, es arbeitet sich an der unvertrauten, vielfach überraschenden Wirklichkeit gewissermaßen ab – und dies in einem heute nicht mehr erinnerten Umfange.<sup>167</sup>

Als Medium des kulturellen Vergleichs kann der Reisebericht Identität stiften: für eine einzelne Nation genauso wie für den ganzen Kulturraum Europa.

Wo der Reisebericht diese Zwecke erfüllen soll, müssen seine Daten entsprechend zuverlässig sein. Die Verlässlichkeit resultiert daraus, ob – in der Begrifflichkeit der Aufklärung – das vermittelte Wissen ‚klar‘ und ‚deutlich‘ ist. So ist die Frage nach der ‚Nützlichkeit‘ nicht nur eine nach dem Inhalt des Reiseberichts, sondern auch nach der Form von Wahrnehmung und Darstellung. Diesen formalen Aspekt des ‚Nützlichen‘ betont etwa Goethes Vater im Vorwort zu seinem *Viaggio*:

Ich hatte damals [bei meiner Reise] nämlich keine andere Absicht und keinen anderen Zweck als den, nur meinen eigenen Neigungen nachzugehen [...]. Das soll freilich nicht heißen, daß das, was ich in den nachfolgenden Blättern sage, von keinerlei Wert wäre. Gewiß nicht! [...] Ohne zu erröten darf ich daher behaupten, daß meine Beobachtungen deshalb eine gewisse Aufmerksamkeit verdienen, weil sie immer dort gemacht sind, wo sich die erwähnten Dinge befunden haben; sie übertreffen in dieser Hinsicht unzählige Schriften, die nur aus bereits gedruckten Werken zusammengesucht sind. Unstreitig hat sich auch ein Großteil der Dinge, die schon vor längerer Zeit beschrieben wurden, inzwischen sehr verändert oder wird heute mit anderen, wenigstens sorgfältigeren Augen als damals betrachtet. Zum Beweis hierfür könnte ich die Sammlung von Inschriften anführen, die Nemeitz in Italien zusammengetragen hat und in der sich zahllose Schreib- und Druckfehler finden. Ich habe nicht versäumt, sie überall mit den Denkmälern selbst

---

<sup>166</sup> Johannes Kern, *Briefe über das Schriftstellerwesen*, in: *Schwäbisches Magazin zur Beförderung der Aufklärung*, Bd. 2 (1787), S. 488f.

<sup>167</sup> Ralph-Rainer Wuthenow, *Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung*, Frankfurt am Main (Insel) 1980, S.17

zu vergleichen, sie zu verbessern und, so gut ich konnte, zu ergänzen und verstehbar zu machen, wenn ein Stück fehlte [...]<sup>168</sup>

Den ‚Nutzwert‘ seines Reiseberichts sieht Goethes Vater aus der ‚Sorgfalt‘ seiner Wahrnehmung und Darstellung resultieren. Er verbessert und korrigiert älteres Vorwissen (hier: die Inschriftensammlung von Nemeitz) durch genaue Beobachtung und Darstellung. Die formalen epistemologischen Gebote von ‚Deutlichkeit‘ und ‚Klarheit‘, gewährleistet durch ‚Wiedergabe der zureichenden Merkmale‘, führen stellenweise zu regelrecht numerischen Aufzählungen, so beispielsweise bei der Beschreibung des venezianischen *arsenale*:

Wir wurden zunächst in die Säle geführt, die mit Waffen aller Art angefüllt sind, vor allem mit Büchsen für ein Heer von 80000 Mann und mit den Schwertern, Helmen und Rüstungen der berühmtesten Generäle der Republik. Dann gingen wir durch einige Werkstätten, in denen 1) die Galeerenruder für das 2) Arsenal geschmiedet werden. Man sieht dort auch das Gestell, auf dem der Doge nach seiner Wahl um den Markusplatz herumgetragen wird und dabei Geld unter das Volk wirft. 3) Eine Werkstatt für Kanonen, in der ohne Unterlaß gearbeitet wird. 4) Wo Seile hergestellt werden. Ein Lager für Seile, von denen eines 2000 Silberdukatens wert ist. 5) In einem anderen Raum befinden sich 3000 eiserne Kanonen. 6) Eine Tischlerwerkstatt für feine Arbeiten. 7) Wo die Karren für Kanonen angefertigt werden. 8) Die Werkstatt für die Steuerruder der Galeeren. 9) Die Werkstatt für die Schiffsmasten.<sup>169</sup>

Der Begriff, den er vom *arsenale* geben will, konstituiert sich durch die Aufzählung von Funktionen und Quantitäten des beschriebenen Gegenstandes. Alle diese Daten sind Bezeichnungen, die dem Gegenstand, der betrachtet wird, unmittelbar zukommen. Es sind Merkmale, die den *arsenale* deutlich unterscheidbar machen. In diesem formalen Aspekt der Wahrnehmung und Darstellung erfüllt sich die Nützlichkeit der Beschreibung.

Nun sind aber die Gegenstände, die Goethes Vater mit ‚deutlichen Begriffen‘ beschreibt, aufgrund persönlicher Interessen in seine Wahrnehmung gekommen: Er sei auf seiner Reise nur seinen „eigenen Neigungen“<sup>170</sup> nachgegangen. Diese Selektion der Wahrnehmungsgegenstände durch das Subjekt verweist auf die Frage nach dem ‚Inhalt‘ nützlicher Kenntnisse: Die Darstellungen von Goethes Vater können nur demjenigen ‚nützlich‘ sein, der diese Neigungen teilt oder der ein Erkenntnisinteresse am beschriebenen Gegenstand hat. Das bedeutet: der Inhalt der nützlichen Kenntnisse ist bestimmt durch den jeweiligen Diskurs, an den er sich anschließt.

Kognitionspsychologisch gesprochen verfügen der Reiseschriftsteller und sein Leser über ein gemeinsames, immenses Reservoir an Vorwissen, das die verschiedensten Diskurse enthält, in denen die Reisewahrnehmungen und Darstellungen nützlich werden können. Dem Kunstgelehrten sind andere Darstellungen nützlich als dem Geographen, dem Historiker wiederum andere als dem Architekten. Dabei sind die meisten Reisebeschreibungen des 18. und 19. Jahrhunderts nicht für die Partikularinteressen von Spezialisten geschrieben, sondern partizipieren an allgemeineren Diskursen. Diese stellen Erkenntnisinteressen dar, die der Reiseschriftsteller zu bedienen hat. Der Reiseschriftsteller bindet seine Wahrnehmungen und Darstellungen an diese Diskurse

---

<sup>168</sup> Johann Caspar Goethe, *Reise durch Italien im Jahre 1740 (Viaggio per l'Italia)*, hrsg. von der Deutsch-Italienischen Vereinigung, übersetzt von Albert Meier und Heide Hollmer, München (dtv) 1999 (vierte Auflage), S. 8

<sup>169</sup> ebd., S. 35

<sup>170</sup> ebd., S. 8

an – zum einen, um sich des Interesses des Lesers an der Darstellung zu versichern, zum anderen, weil der Schriftsteller selbst Teil des Diskurses ist. Die Einmischung in die jeweiligen Diskurse ist dabei ein Zweck des Reiseberichts. So haben wir einen wesentlichen Zweck des Reiseberichts weiter oben als (nationale oder kulturelle) ‚Selbstvergewisserung‘ beschrieben – dieser Zweck wird relevant erst vor dem Hintergrund eines Diskurses über (National-)Identität.

Die Teilnahme an bestimmten Diskursen bildet beim reisenden Subjekt diverse Wahrnehmungsfokuse aus. Das Motto „Romam quaero“ beispielsweise, das Moritz seiner Reisebeschreibung voranstellt, ist im Grunde nichts anderes als die Benennung einer solcher fokalen Prägung der Wahrnehmung. Immer wieder reflektiert Moritz diesen Fokus auf Italien, so gleich im ersten Brief:

Aber dorthin eil' ich, wo auf den sieben Hügeln, das Größte und Glänzendste, was einst der Erdkreis sahe, sich gründete und bildete, und wo noch itzt die Kunst bei den erhabensten Überresten der Vorzeit ihren festen Wohnsitz findet; von jenem höhern Standpunkte aus, will ich meine Blicke auf diesen großen Schauplatz heften, und von dort aus meine Wanderungen anheben.<sup>171</sup>

Der geographisch ‚höhere Standpunkt‘ ist Sinnbild seines Wahrnehmungsfokus. Er ist für Moritz ‚Maßstab‘ zur Ordnung der „unzähligen Gegenstände“ der Anschauung in einer Hierarchie:

[...] der Fremde, welcher von seinen Reisen in diesem Lande gehörigen Nutzen ziehen will, [muß] sich durch den Aufenthalt in Rom, und durch den Anblick und das Studium der größten Meisterwerke, zu diesen Reisen erst vorbereiten [...], um seine Aufmerksamkeit auf die unzähligen Gegenstände gehörig verteilen zu lernen.<sup>172</sup>

Moritz' Wahrnehmungsfokus läßt sich beschreiben als Vergleich des zeitgenössischen Italiens mit der römischen Antike. Das Motto „Romam quaero“ läßt ihn den Blick auf all jenes heften, was in seiner Gegenwart noch die Vergangenheit Roms zu bezeichnen vermag:

[...] das mir mit seinen Monumenten der Vergangenheit zwischen immer grünen Gefilden so oft in reizenden Bildern vorschwebte, und den Wunsch des Pilgrims in mir weckte, die heiligen Plätze zu besuchen, wo die Menschheit einst in der höchsten Anstrengung ihrer Kräfte sich entwickelte, wo jede Anlage in Blüten und Frucht emporschoß, und wo beinahe ein jeder Fleck durch irgend eine große Begebenheit, oder durch eine schöne und rühmliche Tat, welche die Geschichte uns aufbewahrt, bezeichnet ist.<sup>173</sup>

Moritz möchte wahrnehmen und darstellen, was in der Gegenwart Italiens noch die ‚große Vergangenheit‘ ‚bezeichnet‘: Es ist auch bei ihm ein ‚arkadischer Blick‘. Mit diesem Hauptfokus kann sich Moritz des Interesses seiner Leser sicher sein. Die Suche nach den Residuen einer glücklichen Vorzeit in der Gegenwart, die auf diese nachzuwirken vermögen, teilten viele seiner Zeitgenossen: Der Fokus seiner

---

<sup>171</sup> Karl Philipp Moritz, *Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 bis 1788*, in: *Werke in zwei Bänden*, Bd. 2, hrsg. von Heide Hollmer und Albert Meier, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1997, S. 411-848, Zitat S. 413

<sup>172</sup> ebd., S. 464f.

<sup>173</sup> ebd., S. 413

Wahrnehmung ist so die Folge eines prominenten zeitgenössischen Diskurses; die Bestätigung dieses Diskurses ist Moritz' Zweck.

Mit dem ‚arkadischen Blick‘ Moritzens als Hauptfokus muß der Leser ständig kalkulieren. Der Reiseschriftsteller trägt bei seiner Wahrnehmung und Darstellung fast immerzu die ‚arkadische Brille‘: Die italienische Gegenwart wird unter idyllisch-bukolisch-genrehaften Vorzeichen vor der Kulisse antiker Überreste wahrgenommen: Die „Monumente der Vergangenheit“ sind überall umgeben von „immer grünen Gefilden“, bevölkert von glücklichen Menschen. Betrachten wir noch einmal exemplarisch seine Beschreibung von Rimini. Zunächst zeichnet Moritz das Bild von arkadischer Heiterkeit:

Rimini selbst ist ein lebhafter Ort; alles hat hier bei der schönen Jahreszeit ein lachendes Ansehen, und die Weinlese bietet dem Auge manche malerische Scene dar. – Auf den weinbeladenen Wagen stehen die Winzerinnen, das Haar mit Blumen durchflochten, und Jauchzen und Gesang ertönt von allen Seiten.<sup>174</sup>

Im Anschluß daran werden die Fischer dargestellt, die „in ihrem festlichen [Sonntags-] Schmuck vor der Türe saßen, und heiter und vergnügt“ aussehen im „enge[n] Kreis ihres Daseins“<sup>175</sup>. Nachdem die Topoi arkadischer Gegenwart aufgerufen sind, kommt Moritz zur Beschreibung der antiken Überreste:

Auf dem Wege nach Pesaro, am Ende der Strada Romana steht der Triumphbogen, welcher dem Augustus hier zur Ehren errichtet ist, und einen ehrwürdigen Anblick macht. – Die lange Straße, welche dahin führt, erstreckt sich von dem einen Ende der Stadt zum andern, und in der Mitte derselben ist eine Art von antikem Altar befindlich, wo Julius Cäsar, wie die Inschrift sagt, nachdem er in dem Bürgerkriege über den Fluß *Rubikon* gegangen war, seine Soldaten soll angededet haben. [...]

In das hiesige Kapuzinerkloster sind die Überreste von einem Amphitheater verbaut, welches der Consul Publius Sempronius hier errichten ließ. [...] Eine sehr zahlreiche Procession habe ich auch hier mit angesehen, wo die Madonna, gleich einer Juno oder Cybele, in einem Kleide mit Sternen besät, vorangetragen wurde [...]<sup>176</sup>

Moritz legt den Fokus auf das, was an Rimini noch die Antike bzw. ihre arkadische Transposition bezeichnet. Selbst die Madonna einer christlich-katholisch Prozession wird ihm zum Widerschein einer antiken Göttin. So liest er die italienische Gegenwart als Folge der antiken Vergangenheit. Befriedigt notiert er, wenn er diesen genealogischen Blick bestätigt findet:

In das hiesige Kapuzinerkloster sind die Überreste von einem Amphitheater verbaut, welches der Consul Publius Sempronius hier errichten ließ; und ich fand auf dem Walle sogar einen Handweiser, mit der Inschrift: daß derselbe auf die Ruinen des vom Consul Sempronius errichteten Amphitheaters hindeute – woraus man also sieht, daß die Aufmerksamkeit auf die Überreste des heidnischen Altertums doch auf keine Weise durch das Religiöse verdrängt wird.<sup>177</sup>

---

<sup>174</sup> Karl Philipp Moritz, *Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 bis 1788*, in: *Werke in zwei Bänden*, Bd. 2, hrsg. von Heide Hollmer und Albert Meier, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1997, S. 411-848, S. 431f.

<sup>175</sup> ebd. S. 431f.

<sup>176</sup> ebd., S. 432ff.

<sup>177</sup> ebd., S. 433

Die große Vergangenheit ist nicht verdrängt sondern integriert; die Antike wirkt auf die italienische Gegenwart fort. Moritz stellt so implizit fest: ‚Romam quaerere‘ (Rom zu suchen) macht Sinn – der Glanz der Vergangenheit wirft sein Licht auch auf die Gegenwart. So bestätigt sich ihm der Arkadiendiskurs in der empirischen Anschauung. Das ist der Zweck seines Reiseberichts.

Die Diskurse, die den Hauptfokus der Wahrnehmung bei den Reiseschriftstellern bedingen können, sind vielfältig. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts spätestens sind sie auch nicht mehr, im Sinne einer nützlichen Objektivität der Darstellung, ‚leidenschaftslos‘ und frei von ‚interessierende[r] Privatabsicht‘, wie Wieland gefordert hatte. Schon bei Moritz fließen zahlreich ‚ästhetische Vorstellungen‘, bedingt durch den Wahrnehmungsfokus ‚Arkadien‘, in die Darstellung ein. Einen etwas anderen Fokus auf Italien hat Seume im *Spaziergang nach Syrakus*. Daß auch er subjektive Empfindungen zuläßt, haben wir bereits weiter oben festgestellt. Dies hängt nun zusammen mit einem seiner wesentlichen Zwecke und dem dadurch gebildeten Wahrnehmungsfokus: Sein Reisebericht soll am sozial-politischen Diskurs im Kontext der Französischen Revolution teilnehmen. So bemerkt er in der Vorrede zum *Spaziergang* über die sozialkritischen und pädagogischen Zwecke des Buchs:

Die Vernünftigen wissen das alles längst. Aber es wird meistens entweder gar nicht oder nur sehr leise gesagt: und mir deucht es notwendig, daß es nun nach und nach auch laut und fest und deutlich gesagt werde, wenn wir nicht in Ewigkeit Milch trinken wollen. Bei dieser Kindernahrung möchte man uns gar zu gern beständig erhalten. Ohne starke Speise aber wird kein Mann im Einzelnen, werden keine Männer im Allgemeinen: das hält im Moralischen wie im Physischen.<sup>178</sup>

Seine Aufzeichnungen sollen ‚moralische Reifung‘ im Einzelnen und Allgemeinen befördern: Dazu will Seumes Reiseerzählung ‚nützlich sein‘<sup>179</sup>. Hier begegnet uns ein anderer Nützlichkeitsbegriff als etwa bei Goethe senior. ‚Nützt‘ der Reisebericht dort, indem er möglichst objektive Daten (und sei es unter einem bestimmten Fokus) über die Objektwelt vermittelt, soll er bei Seume geschichtsgestaltend wirken – ‚Männer im Allgemeinen‘ bilden. So fokussiert sich Seumes Wahrnehmung – neben dem Interesse an der Antike, das auch er mitbringt – auf die Darstellung politisch-sozialer Verhältnisse. In Venedig, wie eingangs zitiert, interessieren ihn nicht die Kirchen und Kunstschatze, sondern die Besatzung durch das österreichische Militär, außerdem die ‚Armut und Bettelei‘<sup>180</sup>, die Prostitution aus Armut, etc. Über diese Mißstände läßt er ‚seinen Zorn laut‘ werden. Sein Reisebericht bezweckt damit nicht mehr (nur) die Bereitstellung von Wissen zur öffentlichen, gelehrten ‚Nutzbarmachung‘, sondern hat ethische Implikationen. Statt der Katalogisierung von Kenntnissen und Erkenntnissen findet nun im Reisebericht ein ‚sozialer Apell‘ statt.

Diese Umfunktionierung der ‚Nützlichkeits‘ des Reiseberichts ist dabei von Seume genau kalkuliert. Für seinen Zweck ist der Reisebericht ein äußerst geeignetes Medium, das er bewußt zur Darstellung seiner Zwecke wählt. Er betont explizit, daß ‚sein Zorn‘ nicht etwa in einem Roman laut werden solle:

---

<sup>178</sup> Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 11

<sup>179</sup> ebd., S. 11

<sup>180</sup> ebd., S. 89

In Romanen hat man uns nun lange genug alte, nicht mehr geleugnete Wahrheiten dichterisch eingekleidet, dargestellt und tausend Mal wiederholt. Ich tadle dieses nicht; es ist der Anfang: aber immer nur Milchspeise für Kinder. Wir sollten doch endlich auch Männer werden, und beginnen die Sachen ernsthaft geschichtsmäßig zu nehmen, ohne Vorurteil und Groll, ohne Leidenschaft und Selbstsucht. Örter, Personen, Namen, Umstände sollten immer bei den Tatsachen als Belege sein, damit alles so viel als möglich aktenmäßig würde. Die Geschichte ist am Ende doch ganz allein das Magazin unsers Guten und Schlimmen.<sup>181</sup>

In der von Seume bezweckten genauen Verzeichnung und Erfassung von „Örter[n], Personen, Namen, Umstände[n]“ erfüllt sich die tradierte Funktion der sorgfältigen und objektiven Datenerhebung im Reisebericht. Auf diese Funktion gründete sich im 18. Jahrhundert die Relevanz der Gattung. Diese Relevanz als ‚objektive Datensammlung‘ nützt Seume nun für eine ‚geschichts- und aktenmäßige‘ Protokollierung der Wirklichkeit als Grundlage für eine soziale und politische Anklage.

Ein Reisebericht, der sich als Datensammlung durch ‚Nützlichkeit‘ legitimiert, muß stets ‚neue‘ Daten bereitstellen, indem er entweder, wie es Goethes Vater beschreibt, älteres Wissen präzisiert, korrigiert, vervollständigt, etc., oder indem er gänzlich neue Daten vermittelt. So ist es ein der Gattung Reisebericht inhärentes Doppelmoment, einerseits neue Dinge wahrzunehmen und andererseits, die Dinge neu wahrzunehmen. Ohne mitgeteilte Neuigkeiten wäre der Reisebericht nur Wiederholung bereits bekannter Daten; er würde seine Nützlichkeit einbüßen. In diesem Sinne betont etwa Goethes Vater, wie zitiert, sein Reisebericht würde „unzählige Schriften [an Wert übertreffen], die nur aus bereits gedruckten Werken zusammengesucht sind.“<sup>182</sup> Hier erfährt der Leser keine Neuigkeiten, also keine wirkliche Bereicherung seines Wissens. Für die mitgeteilten Neuigkeiten gilt dabei: Je größer die Anzahl der Reisenden selbst und die der Publikationen von Reiseberichten wird, desto weniger echte Neuentdeckungen sind möglich. So stellt Wuthenow fest:

Entdeckungen sind, das gilt für den Weltkreis überhaupt, seit den Fahrten von James Cook, nicht mehr wirklich zu erwarten, also muß sich die Art des Reisens, seine Qualität sogar, notwendig verändern. Denn: Abenteuer und Entdeckung wird nun überführt in Forschung, Erschließung, Deutung.<sup>183</sup>

Die Möglichkeit, echte ‚Entdeckungen‘ gerade in einem seit Jahrhunderten viel bereisten Land wie Italien zu machen, ist im 18. Jahrhundert bereits sehr beschränkt. An ihre Stelle tritt so mehr und mehr die ‚wissenschaftliche Arbeit‘ mit dem gesammelten Datenmaterial, dessen Überprüfung, Präzisierung und Ordnung. In diesem Sinne schreibt Herder:

Wir haben unser jetziges Zeitalter fast aller Nationen und so die Geschichte fast aller Vorzeiten durchkrochen und durchwühlt, ohne fast selbst zu wissen, wozu wir sie

---

<sup>181</sup> Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 12

<sup>182</sup> Johann Caspar Goethe, *Reise durch Italien im Jahre 1740 (Viaggio per l'Italia)*, hrsg. von der Deutsch-Italienischen Vereinigung, übersetzt von Albert Meier und Heide Hollmer, München (dtv) 1999 (vierte Auflage), S. 7

<sup>183</sup> Ralph-Rainer Wuthenow, *Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung*, Frankfurt am Main (Insel) 1980, S. 114

durchwühlt haben. Historische Fakta und Untersuchungen, Entdeckungen und Reisebeschreibungen liegen da: wer ist, der sie sondere und sichte?<sup>184</sup>

Es liegen zahllose Daten über die Welt vor; diese müssen nun bearbeitet, ‚gesondert und gesichtet‘ werden. Diese ‚Arbeit‘ mit dem gesammelten Wissen vollzieht dabei auch der Reiseschriftsteller selbst. Ihm werden, wie beschrieben, Reiseberichte und andere länderspezifische Literatur zu (Wissens-)Quellen, die er vor Ort überprüft und gegebenenfalls korrigiert. Man kann so von der Gattung ‚Reisebericht‘ im 18. Jahrhundert und angehenden 19. Jahrhundert als einem regelrechten Bezugs- und Referenzsystem sprechen: Von Goethes Vater bis hin noch zu Heinrich Heine finden wir in den Reiseberichten zahlreiche Verweise auf andere Quellen und deren etwaige Korrektur.

Das ‚Neuigkeitsgebot‘ des Reiseberichts wird zunehmend schwerer zu erfüllen. Der Reiseschriftsteller, der am Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach Italien reist, kommt in ein Land, über das bereits viel geforscht und geschrieben wurde. Dinge neu und neue Dinge wahrzunehmen, fällt immer schwieriger. Gleichwohl bleibt das Gebot der Neuigkeit vielfach in Kraft. So ist manchen Texten ein regelrechtes Ringen um Neuigkeiten aus Italien anzumerken. Beinahe programmatisch äußert sich Wilhelm Müller in diesem Sinne in der Vorrede zu *Rom, Römer, Römerinnen*:

Ich will mich bemühen, der viel gezeichneten und gemalten Stadt [Rom] manche versteckte Seite abzugewinnen oder doch den bekannten Gegenständen in neuer Verbindung und Beleuchtung den Reiz der ersten Überraschung zu leihen [...].<sup>185</sup>

Die Gegenstände sind bekannt, beschrieben und erforscht; der Reiseschriftsteller muß sich nun, soll sein Bericht ‚nützlich‘ im Sinne der Neuigkeit sein, um eine andere ‚Beleuchtung‘ des Bekannten bemühen. Diese Reflexion Müllers auf das ‚Neuigkeitsgebot‘ des Reiseberichts zeigt, daß man spätestens in den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts analog zur literaturgeschichtlichen Entwicklung von einer Art Epigonalitätsproblem des Reiseschriftstellers sprechen kann.

Die ‚bekannten Gegenstände [...] in neuer Verbindung und Beleuchtung‘ wahrzunehmen und darzustellen, bedeutet die Suche nach neuen Wahrnehmungsfokussen. So wird die ‚Erschlossenheit‘ zur Voraussetzung anderer Betrachtungsweisen – und zu ihrer Rechtfertigung. Aus der Not wird eine Tugend. Seume etwa scheint die ‚Erschlossenheit‘ des Landes geradezu als Legitimation für den neuen Wahrnehmungsfokus seiner politisch-sozialen Betrachtungen zu begreifen. Geradezu leitmotivisch wiederholen sich bei ihm die Weigerungen, die bekannten ‚Sehenswürdigkeiten‘ zu beschreiben, da diese bereits vielfach geschildert seien. Immer wieder verweist er lakonisch auf die einschlägige Italienliteratur. Das Beispiel seiner Venedigbeschreibung haben wir bereits zitiert. Wir geben zwei weitere Exempel:

---

<sup>184</sup> Johann Gottfried Herder, *Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit*, in: Martin Bollacher (Hg.), *Johann Gottfried Herder. Werke in zehn Bänden*, Bd. 4, *Schriften zu Philosophie, Literatur, Kunst und Altertum*, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1994, S. 9-108, Zitat S. 88

<sup>185</sup> Wilhelm Müller, *Rom, Römer, Römerinnen*, hrsg. von Wulf Kirsten, Berlin (Rütten&Loening) 1991, S. 9

Es würde zu weitläufig werden, wenn ich anfangen wollte, Dir nur etwas systematisch über Literatur und Antiquitäten zu schreiben. Andere haben das besser vor mir getan, als ich es könnte. Es hat sich wesentlich nichts geändert.<sup>186</sup>

Oder:

Ich ließ mir gern gefallen, mich in dem Meerbusen von Bajä herumzrudern und da die alten Herrlichkeiten zu sehen. Du kennst sie aus andern Büchern; ich will dich also mit ihrer Beschreibung verschonen.<sup>187</sup>

Die Verpflichtung zu ‚neuen‘ Betrachtungsweisen aufgrund der Erschlossenheit des Reiselandes birgt nun auch das Potential zur ‚Subjektivierung‘ des Reiseberichts. ‚Systematische‘ Beschreibungen Italiens liegen zahlreich vor, so daß Seume aus dem Tableau des Italienwissens die Gegenstände seiner Aufmerksamkeit nach subjektiven Kriterien auswählen kann. Deutlich wird dies in Äußerungen wie der folgenden:

Du mußt und wirst von mir nicht erwarten, daß ich Dir eine topische, statistische, literarische oder vollständig kosmische Beschreibung der Städte gebe, wo ich mich einige Zeit aufhalte. Dazu ist mein Aufenthalt zu kurz; die kannst Du von Reisenden von Profession oder aus den Fächern besonderer Wissenschaften gewiß besser bekommen. Ich erzähle Dir nur freundschaftlich, was ich sehe, was mich vielleicht beschäftigt und wie es mir geht.<sup>188</sup>

Es handelt sich hier explizit um einen privaten Wahrnehmungsfokus. Nicht mehr die Katalogisierung der Hauptsehenswürdigkeiten nach ‚deutlichen Merkmalen‘, die die Gegenstände objektiv bestimmen, beherrscht die Darstellung, sondern eine subjektive Auswahl von wahrgenommenen Gegenständen, abhängig vom Grad des persönlich geprägten Interesses. Die ‚Erschlossenheit‘ des Reiselandes legitimiert das Eindringen solcher „Privatabsichten“, die noch Wieland aus dem Reisebericht verbannt wissen wollte. Was vollständig erfaßt und deutlich erkannt ist, wird nun, quasi in einem zweiten (Erkenntnis-)Schritt, der subjektiv-persönlichen Erschließung zugänglich. Wuthenow formuliert dieses Moment der Erschlossenheit als Voraussetzung zu subjektivem Erlebnis folgendermaßen:

Die Vielfalt der Erscheinungsformen von Reiseliteratur im 18. Jahrhundert widerlegt keineswegs die Feststellung, daß es eine der Gattung eigene Entwicklung gegeben hat; mehr und mehr wird nun neben dem Was, den Inhalten der Reisebeschreibung, ihren Gegenständen, das Wie bedeutend, also die Erlebnisform, die Art der Erfahrung, die etwas anderes ist als die Registrierung des neugierig-Wahrgenommenen.<sup>189</sup>

Ein Zweck des Reiseberichts – sorgfältige Datenerhebung – hat sich also historisch erfüllt, was wiederum zur Voraussetzung neuer Zwecke der Gattung wurde.

---

<sup>186</sup> Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 221

<sup>187</sup> ebd., S. 264

<sup>188</sup> ebd., S. 156

<sup>189</sup> Ralph-Rainer Wuthenow, *Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung*, Frankfurt am Main (Insel) 1980, S. 15

Daß die Dinge neu wahrgenommen werden, ist auf Dauer auch Folge eines epistemologischen Wandels. Er läßt sich in Bezug auf seine Bedeutung für den Reisebericht am deutlichsten mit Hilfe von Extremen beschreiben. Zwischen dem *Viaggio* von Goethe Senior und Heines *Reise von München nach Genua* liegen rund achtzig Jahre. Goethes Vater betrachtet hauptsächlich statische Gegenstände und Institutionen. Er liest die Dinge mit den Augen an ihren Oberflächen ab. Das sinnfälligste Beispiel dafür ist seine Vorliebe, den Gebäuden ihre Inschriften abzulesen, ein Interesse, das er übrigens noch mit dem mehr als 40 Jahre später reisenden Moritz teilt.

Bei Heine hingegen sind die in Betracht kommenden Gegenstände flüchtiger. So zeichnen die ersten drei Kapitel seiner *Reise von München nach Genua* ein (wohl fiktives) Gespräch zwischen Heine selbst und einem Berliner in einem Bogenhausener Biergarten nach. Gegenstand ist ein Vergleich der beiden Städte München und Berlin. Zum Vergleich dienen nicht so sehr quantifizierbare Merkmale der Städte selbst, die mit ‚deutlichen Begriffen‘ beschrieben werden könnten – also etwa Topographie, Architektur, Kunstwerke, besondere Sehenswürdigkeiten o.ä. – sondern es ist der Diskurs über die Städte, der zu Heines Thema wird, die Art und Weise, in der über Berlin und München *gesprochen* wird:

Als der Sohn der Spree dermaßen geentert, ging er erst recht derb auf mich ein, und ich konnte mich nimmermehr losreißen von seinen Fragen und Selbstbeantwortungen und absonderlich von seinen Parallelen zwischen Berlin und München, dem neuen Athen, dem er kein gutes Haar ließ.<sup>190</sup>

Dies ist der Einstieg in ein langes Gespräch zwischen dem Berliner und Heine, das den Inhalt der gesamten ‚Exposition‘ der *Reise von München nach Genua* bestimmt. Erstes Merkmal Berlins sei, so Heine, daß die Berliner im Gegensatz zu den Münchnern dem Diskurs über ihre Stadt gleichgültig gegenüber stehen:

Keine Stadt hat nämlich weniger Lokalpatriotismus als Berlin. Tausend miserable Schriftsteller haben Berlin schon in Prosa und Versen gefeiert, und es hat in Berlin kein Hahn danach gekräht, und kein Huhn ist ihnen dafür gekocht worden, und man hat sie Unter den Linden immer noch für miserable Poeten gehalten, nach wie vor. Dagegen hat man ebenso wenig Notiz davon genommen, wenn irgendein Afterpoet etwa in Parabasen auf Berlin losschalt. Wage es aber mal jemand, gegen Polkwitz, Innsbruck, Schilda, Posen, Krähwinkel und andere Hauptstädte etwas Anzügliches zu schreiben! Wie würde sich der respektive Patriotismus dort regen.<sup>191</sup>

Im Diskurs über eine Stadt offenbart sich das, was Heine eigentlich sucht – ihren ‚Geist‘, Merkmale nämlich, die die „Gesinnung der Masse“<sup>192</sup> unterscheidbar machen. ‚Geist‘ wird zum Schlüsselwort des zweiten Kapitels und meint einen (kultur-) geschichtlichen Konsens der Gemeinschaft, der sich im Diskurs offenbart. An diesem Konsens mangle es Berlin. Die Stadt sei „größtenteils, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern einzelner entstanden.“<sup>193</sup> Oder anders: „Hier ist es schwer, Geister zu sehen.“<sup>194</sup> Der ‚München-Berlin-Prolog‘ von Heines Reisebericht

---

<sup>190</sup> Heinrich Heine, *Reise von München nach Genua*, in: ders., *Reisebriefe und Reisebilder*, hrsg. von Gotthard Erler, Berlin (Rütten&Loening) 1981, S. 267-362, Zitat S. 271

<sup>191</sup> ebd., S. 271f.

<sup>192</sup> ebd., S. 274

<sup>193</sup> ebd., S. 274

<sup>194</sup> ebd., S. 272

offenbart so das Wahrnehmungsprogramm von Heines gesamter Reise: Der Reisende möchte an den betrachteten Gegenständen nicht mehr die ‚unterscheidenden Merkmale‘ an der sichtbaren Oberfläche ablesen, sondern zum ‚Geist‘ in ihrer Tiefe vordringen. Das aber wird in Berlin schwer:

Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen, breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines einzelnen gebaut sind und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge.<sup>195</sup>

München [dagegen] ist eine Stadt, gebaut von dem Volke selbst, und zwar von aufeinanderfolgenden Generationen, deren Geist noch immer in ihren Bauwerken sichtbar, so daß man dort, wie in der Hexenszene des „Macbeth“, eine chronologische Geisterreihe erblickt, von dem dunkelrohen Geiste des Mittelalters, der geharnischt aus gotischen Kirchenportalen hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geist unserer eignen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin jeder sich selbst mit Vergnügen anschaut.<sup>196</sup>

Das Vordringen im Wahrnehmen und Erkennen von der sichtbaren Oberfläche der Dinge in ihre Tiefe bedeutet einen epistemologischen Wandel, den Foucault für das 19. Jahrhundert mit dem Begriff der ‚Organisation‘ als kennzeichnende Struktur der neuen Ordnung der Dinge faßt. Kennzeichen der Ordnung der Dinge nach dem Begriff der Organisation ist die Verweiskraft der Oberflächenmerkmale auf die darunter liegende Tiefe:

Künftig [im 19. Jahrhundert] nimmt das Merkmal seine alte Rolle als sichtbares Zeichen wieder an, das auf eine verborgene Tiefe zielt. Worauf es aber hindeutet, ist nicht ein geheimer Text, ein eingehülltes Wort oder eine, um exponiert zu werden, zu kostbare Ähnlichkeit. Es ist die kohärente Gesamtheit einer Organisation, die im einheitlichen Gewebe ihrer Souveränität das Sichtbare wie das Unsichtbare aufnimmt.<sup>197</sup>

Dieser Organisationsbegriff läßt sich leicht auf Heines Suche nach dem Geist der Dinge in der *Reise von München nach Genua* anwenden: Heine möchte von der sichtbaren Oberfläche der Dinge in die Tiefe ihrer ‚geistigen Organisation‘ eindringen. Zur Illustration der Wandlungen im Reisebericht haben wir weiter oben die Beschreibungen der Arena von Verona durch Goethes Vater, Goethe selbst und Karl Philipp Moritz verglichen. Betrachten wir nach diesen Ausführungen nun auch Heines Schilderung:

Über das Amphitheater von Verona haben viele gesprochen; man hat dort Platz genug zu Betrachtungen, und es gibt keine Betrachtungen, die sich nicht in den Kreis dieses berühmten Bauwerks einfangen ließen. Es ist ganz in jenem ernsten tatsächlichen Stil gebaut, dessen Schönheit in der vollendeten Solidität besteht und, wie alle öffentlichen Gebäude der Römer, einen Geist ausspricht, der nichts anders ist als der Geist von Rom selbst.<sup>198</sup>

---

<sup>195</sup> Heinrich Heine, *Reise von München nach Genua*, in: ders., *Reisebriefe und Reisebilder*, hrsg. von Gotthard Erler, Berlin (Rütten&Loening) 1981, S. 267-362, S. 272

<sup>196</sup> ebd., S. 275

<sup>197</sup> Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1997 (14. Auflage), S. 283f.

<sup>198</sup> Heinrich Heine, *Reise von München nach Genua*, in: ders., *Reisebriefe und Reisebilder*, hrsg. von Gotthard Erler, (Rütten&Loening) 1981, S. 267-362, Zitat S. 330

„Geist“ ist auch hier das Schlüsselwort für das Erkenntnisinteresse Heines an der Arena. So schließt sich an diese Einleitung eine breite Erörterung dieses ‚römischen Geistes‘ an, den Heine aus dem Erlebnis der Arena und unter Bezugnahme auf weitere öffentliche römische Gebäude und Institutionen rekonstruiert. Er läßt sich auf den ‚inwohnenden Geist‘<sup>199</sup> der Arena ein, versucht in seine Tiefe, zu seinen ‚Ideen‘ vorzudringen und erörtert ihn. Und plötzlich sieht er sie selbst, die Geister:

Mir war, als sähe ich die Gracchen mit ihren begeisterten Märtyreraugen. [...] Auch Cäsar sah ich, Arm in Arm wandelte er mit Marcus Brutus [...]. Auch Weiber sah ich dort wandeln, darunter Agrippina mit ihrem schönen herrschsüchtigen Gesichte [...] – da plötzlich erscholl das dumpfsinnige Geläute einer Betglocke und das fatale Getrommel des Zapfenstreichs. Die stolzen römischen Geister verschwanden, und ich war wieder ganz in der christlich östreichischen Gegenwart.<sup>200</sup>

Der Geist und die Geister, die Heine wahrnimmt, werden freilich mit anderen Organen als den Augen, dem Verstand und der Vernunft erfaßt: Der Wahrnehmungsfokus Heines auf den ‚Geist‘ der Dinge bedingt den Einsatz von Erkenntnisvermögen, die diesen ‚irrationalen‘ Potenzen adäquat sind, wie etwa die Einbildungskraft und Phantasie. Dies aber kollidiert zwangsläufig mit der ‚Objektivitätspflicht‘ des Reiseberichterstatters. Die ausschließliche Beschränkung des Reiseberichts auf die Darstellung deutlicher Erkenntnisse ist aufgehoben, die unteren Erkenntnisvermögen und ihre Subjektivität als Vermögen der Sinnlichkeit haben sich emanzipiert. So hat plötzlich selbst die Schilderung von Träumen ihren legitimen Platz im einstmals so um Objektivität bemühten Reisebericht. Das ist deutlich zu sehen bei Heines Beschreibung von Trient. Er berichtet:

Ich ging bald zu Bette, schlief bald ein und verwickelte mich in närrische Träume. Ich träumte mich nämlich wieder einige Stunden zurück, ich kam wieder an in Trient, ich staunte wieder wie vorher, und jetzt um so mehr, da lauter Blumen statt Menschen in den Straßen spazierengingen.<sup>201</sup>

So ‚närrisch‘ ist Heines Träumen nicht. Was er in den sich anschließenden Absätzen beschreibt, ist eine nachgeschobene Deutung zu den Dingen, die er ‚wachen Sinnes‘ in den vorhergehenden Kapiteln über Trient wahrgenommen hatte. Der Traum ist Vorwand zu einer ausdeutenden Metaphorisierung:

Da wandelten glühende Nelken, die sich wollüstig fächerten, kokettierende Balsaminen, Hyazinthen mit hübschen leeren Glockenköpfchen, hinterher ein Troß von schnurrbärtigen Narzissen und tölpelhaften Rittersporen. [...] Im Dome aber [...] saßen da Tulpen von allen Farben und bewegten andächtig die Köpfe. Im Beichtstuhl saß ein schwarzer Rettich, und vor ihm kniete eine Blume, deren Gesicht nicht zum Vorschein kam.<sup>202</sup>

An die Stelle der Schilderung mit objektiven, ‚deutlichen Begriffen‘, ist die beschreibende Metapher getreten. In der Metaphorisierung vermittelt sich die erotische

---

<sup>199</sup> Heinrich Heine, *Reise von München nach Genua*, in: ders., *Reisebriefe und Reisebilder*, hrsg. von Gotthard Erler, Berlin (Rütten&Loening) 1981, S. 267-362, S. 332

<sup>200</sup> ebd., S. 332f.

<sup>201</sup> ebd., S. 320

<sup>202</sup> ebd., S. 320f.

Aufladung Italiens genauso wie die Atmosphäre drückender Beengtheit durch Kirche und Religion. Gerade die Wahrnehmung von ‚italienischer Sinnlichkeit‘ ist dabei eine Empfindungsvorstellung, die sich am Ding an sich nicht belegen läßt. Auf dieses subjektive Moment der Empfindungsvorstellung verweist der Traum. Es zeigt sich: Der ‚Geist‘ der Dinge, den Heine sucht, ist eine Potenz, deren Ursache und Wirkung mit ‚deutlichen Begriffen‘ des Verstandes nicht zureichen zu bestimmen sind. Die Wahrnehmung des ‚Geistes‘ ist wesentlich auch an die ‚unteren Erkenntnisvermögen‘ gebunden. Zwangsläufig ereignet sich so im Reisebericht eine Subjektivierung der Weltaneignung.

Die Objekte, denen das Subjekt auf seiner Reise begegnet, werden von diesem unter einem bestimmten Wahrnehmungsfokus selektiert und mit unterschiedlichen Erkenntnisvermögen betrachtet und dargestellt. Nun ist neben diesem Interesse an den Objekten in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ein zunehmendes Interesse am betrachtenden Subjekt selbst zu beobachten. Je subjektiver Wahrnehmung und Darstellung der Objektwelt werden, desto prominenter ist automatisch die Präsenz des Subjekts im Reisebericht. Verkürzt formuliert: Der Leser eines Reiseberichts möchte nicht mehr (nur) etwas über das Reiseland an sich, sondern auch über den Reisenden selbst erfahren.

In aller Deutlichkeit ist dieses Interesse am reisenden Subjekt zum ersten Mal in Sterne's *A Sentimental Journey* zu beobachten. Sterne's Reisebericht setzt sich prononciert von den gelehrten Reiseberichten mit ihrer ‚Objektivitätspflicht‘ und ihrem tradierten ‚Nützlichkeitsgebot‘ ab. Die Berichte von der ‚empfindsamen Reise‘, die in der Folge Sterne's bald einen eigenen Reisetypus entstehen lassen, lösen sich, wie Brenner formuliert, gänzlich „von ihren wissenschaftlich und gesellschaftlich vorgegebenen Funktionen.“<sup>203</sup> Die Reise wie die Berichterstattung darüber wird zwar nicht zum „Selbstzweck“<sup>204</sup>, wie Brenner meint, sie verliert also nicht ihren ‚Nützlichkeitswert‘, doch ändert sich der Inhalt ihrer Nützlichkeits – in voller Absicht des Autors. Sterne läßt seinen Yorick in *A Sentimental Journey* eingangs das tradierte Nützlichkeitsgebot des Reisens diskutieren:

Knowlegde and improvements are to be got by sailing and posting for that purpose [in pursuit of knowlegde and improvements]; but wether useful knowlegde and real improvement, is all a lottery – and even where the adventurer is successful, the acquired stock must be used with caution and sobriety to turn to any profit – but as the chances run prodigiously the other way both as to the acquisition and application, I am of opinion, that a man would act as wisely, if he could prevail upon himself, to live contented without foreign knowledge or foreign improvements, especially if he lives in a country that has no absolute want of either – and indeed, much grief of heart has it oft and many a time cost me, when I have observed how many a foul step the inquisitive Traveller has measured to see sights and look into discoveries; all which, as Sancho Pança said to Don Quixote, they might have seen dry-shod at home. It is an age so full of light, that there is scarce a country or corner of Europe whose beams are not crossed and interchanged with others – knowlegde in most of its branches, and in most affairs, is like music in an Italian street, whereof those may partake, who pay nothing [...].<sup>205</sup>

---

<sup>203</sup> Peter J. Brenner, *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, 2. Sonderheft, *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1990, S. 163

<sup>204</sup> ebd., S. 163

<sup>205</sup> Laurence Sterne, *A Sentimental Journey*, in: ders., *A Sentimental Journey and Other Writings*, hrsg. von Ian Jack und Tim Parnell, Oxford (University Press), S. 1-104, Zitat S. 10f.

Sterne greift hier durch Yorick den ‚hohen‘ Zweck der tradierten gelehrten Reise in ihrem Kern an – er bezweifelt, ob Reisen und der Reisebericht tatsächlich (noch) zum Erwerb von Bildung dienlich ist. Er macht den gelehrten Reisenden auf der Suche nach ‚nützlichem Wissen‘ durch das Zitat Sancho Panchas zum Don Quichotte – eine starke Spitze gegen den gelehrten Reisenden durch den vermeintlichen Narren. Nichtsdestoweniger reist und berichtet der Narr Yorick aber zum ‚Selbstzweck‘, wie Brenner meint. Zweck seiner empfindsamen Reise ist nun „das menschliche Verstehen“<sup>206</sup>. Yoricks Reise ist „a quiet journey of the heart in pursuit of NATURE, and those affections which rise out of her, which make us love each other – and the world, better than we do.“<sup>207</sup> ‚Herzensbildung‘ lautet nun das Stichwort zum Zweck seiner Reise:

But I could wish [...] to spy the *nakedness* of their hearts [die Blöße der Herzen des französischen Volks], and through the different disguises of costumes, climates, and religion, find out what is good in them, **to fashion my own by** – and therefore am I come.<sup>208</sup>

Yoricks Zweck ist nicht mehr die Bildung von Verstand und Vernunft und der Erwerb ‚nützlicher Kenntnisse‘, sondern ein ethisch-moralischer: Die Ausbildung von Einfühlung und Mitleid, von Humanität und Nächstenliebe bei sich selbst und beim Leser. Damit ist Sternes *Sentimental Journey* auch Vorläufer etwa von Seumes *Spaziergang*. Seume kannte Sternes Reisewerk<sup>209</sup>; wie Yorick reflektiert er seine Empfindungen, wie Yorick ist er bereit zum Mitleid und bemüht sich zu helfen: „Die Empfindung bricht bei mir selten hervor, wenn mich nicht die Humanität allmächtig hinreißt. Ich helfe, wo ich kann; wenn ich es nur öfter könnte.“<sup>210</sup>

Mit der empfindsamen ‚Bildung des Herzens‘ als Gegenpart zur Bildung von Verstand und Vernunft geht auch die Emanzipation der ‚unteren Erkenntnisvermögen‘ einher, deren ‚Erkenntnisgebiet‘ ja unter anderem die ‚Empfindung‘ ist. Was wir schon bei Heine bemerkt haben: Mit dem Zweck und Wahrnehmungsfokus eines Reisenden kann der Einsatz bestimmter Erkenntnisvermögen verbunden sein. So stehen bei Yorick der Vernunft als gleichberechtigte Vermögen Einbildungskraft und Phantasie gegenüber. Er überläßt sich gerne ihren Wirkungen – und reflektiert darüber:

[...] when my way is too rough for my feet, or too steep for my strength, I get off it, to some smooth velvet path which fancy has scattered over with rose-buds of delights; and having taken a few turns in it, come back strengthen'd and refresh'd [...] *Surely this is*

---

<sup>206</sup> Joachim Wieder, *Vom deutschen Italienerlebnis. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Italienreisen*, in: Leonhard, Max (Hg.), *Nisus librorum nitore. Werner Goebel zum 65. Geburtstag*, München (Uni-Druck) 1980, S.133-171, Zitat S. 146

<sup>207</sup> Laurence Sterne, *A Sentimental Journey*, in: ders., *A Sentimental Journey and Other Writings*, hrsg. von Ian Jack und Tim Parnell, Oxford (University Press), S. 1-104, Zitat S. 71

<sup>208</sup> ebd., S. 70; Hervorhebung CG

<sup>209</sup> Er bezieht sich ausdrücklich auf Yorick: „Den Morgen darauf war das Wetter fürchterlich und machte den nicht angenehmen Weg noch verdrießlicher: vorzüglich fluchte der Franzose nach altem Stil *tous les diables* mit allem Nachdrucke durch alle Instanzen, die Yorick gegeben hatte. Es konnte indessen nichts helfen [...]“, vgl. Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 144

<sup>210</sup> Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 32f.

*not walking in a vain shadow – nor does man disquiet himself in vain, by it – he oftener does so in trusting the issue of his commotions to reason only.*<sup>211</sup>

Yorick begegnet der überkommenen Spitzenstellung der Vernunft und des Verstandes in der Hierarchie der menschlichen Vermögen mit Skepsis; zur Lebensbewältigung empfiehlt er den Einsatz auch der ‚unteren Erkenntnisvermögen‘ wie der Phantasie. So geht auch bei ihm mit seinem neuen Reisezweck eine Emanzipation der ‚sinnlichen Erkenntnis‘ einher, und das nicht nur im ästhetischen Bereich.

Mit Yoricks ‚empfindsamer Reise‘ ist die Selbstbetrachtung als Zweck der Reiseberichterstattung (und der Reise selbst) salonfähig geworden. Der Reisebericht kann nun auch als Dokument einer (Selbst-)Bildung fungieren, die nicht nur die ‚verständige‘ Sammlung von Daten betrifft, sondern das gesamte menschliche Gemüt umgreift. Damit ist der Weg dafür bereitet, daß der Reisebericht auch autobiographische Funktionen übernehmen kann.

Als Darstellung von Wahrnehmungen ist der Reisebericht zwangsläufig ans Subjekt und dessen Geschichte gebunden. Explizit wie auch implizit beteiligt sich der Leser an der Geschichte des Subjekts, zumindest für den Zeitraum, der die Reise umfaßt. So wird der Reisebericht automatisch immer zu einem Stück Selbstbiographie. Die biographischen Momente können unter anderem dazu dienen, die Wahrnehmungsstrukturen des reisenden Subjekts darzulegen. Seume etwa schreibt: „Ich erzähle Dir nur freundschaftlich, was ich sehe, was mich vielleicht beschäftigt und wie es mir geht.“<sup>212</sup>

Er erklärt, daß in den Blick kommt, was ihn als Subjekt interessiert. Diese subjektive Auswahl bedarf einer biographischen Erläuterung und Selbstdeutung – denn nur wenn das reisende Subjekt hinreichend ‚interessant‘ für den Leser ist, kann der Autor entsprechendes Interesse für das erwarten, was das Subjekt „vielleicht beschäftigt.“ Auch ist es mit dem Bewußtsein von der Subjektivität von Wahrnehmung notwendig geworden, Grunddaten über das reisende Subjekt selbst zu vermitteln, damit der Leser mit dessen spezifischer Subjektivität kalkulieren kann.

Die biographischen Momente können, vorbereitet durch die ‚empfindsame Reise‘, aber auch ein solches Gewicht erlangen, daß Biographie selbst zum Zweck des Reiseberichts wird. Dann wird das autobiographische Moment, wie bereits weiter oben angedeutet, zur Ursache einer ‚Subjektivierung‘ des Reiseberichts. Ein prominentes Beispiel für den Fall eines autobiographischen Reiseberichts liegt uns mit Goethes *Italienischer Reise* vor. Goethe möchte sich, wie er schreibt, auf der Reise „an den Gegenständen kennen“<sup>213</sup> lernen; genauso lernt ihn der Leser dabei kennen. Er nimmt Teil an Goethes, von der germanistischen Forschung oft beschriebenen, „Wiedergeburt“<sup>214</sup> in Italien. Dabei ist es für unsere Erkenntniszwecke unerheblich, ob es sich dabei um eine echte oder nur behauptete Wiedergeburt handelt<sup>215</sup>. Wichtig ist, daß Goethe mit seiner

---

<sup>211</sup> Laurence Sterne, *A Sentimental Journey*, in: ders., *A Sentimental Journey and Other Writings*, hrsg. von Ian Jack und Tim Parnell, Oxford (University Press), S. 1-104, Zitat S. 72; Hervorhebung im Original

<sup>212</sup> Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt am Main und Leipzig (Insel) 2001, S. 156

<sup>213</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 11, *Autobiographische Schriften III*, München (dtv) 1998, S. 45

<sup>214</sup> ebd., S. 150

<sup>215</sup> So bezweifelt etwa Boerner, daß das Italienerlebnis Goethes Existenz tatsächlich entscheidend geprägt habe und kommt zu dem Schluß, „der Autor der *Italienischen Reise* [habe] sich nie von Weimar und seiner Weimarer Existenz lösen können.“ Tatsächlich handele es sich beim Wiedergeburtsthema um die Behauptung der Wirkmacht der klassischen Ästhetik; vgl. Peter Boerner, *Italienische Reise* (1816-1829), in: Paul Michael Lützeler, James E. Mc Leod (Hg.), *Goethes Erzählwerk. Interpretationen*, Stuttgart (Reclam) 1985, S. 344-362

*Italienischen Reise* ein Dokument vorlegt, daß auf die Geschichte seiner geistigen Bildung und Entwicklung hin gelesen werden soll, als Selbstdeutung und -erklärung. Nicht zufällig entsteht die *Italienische Reise* (1813-1817) ja im Kontext von *Dichtung und Wahrheit* (etwa September 1809 bis 1831), der Autobiographie, die „bei der neuen Ausgabe nach gewissen innern Beziehungen geordneten Dichtwerke in einer chronologischen Folge aufführen und sowohl die Lebens- und Gemütszustände, die den Stoff dazu hergaben, als auch die Beispiele, welche auf [den Dichter] gewirkt, nicht weniger die theoretischen Grundsätze, denen [er] gefolgt, in einem gewissen Zusammenhange“<sup>216</sup> darstellen sollte. Indem um die Wende zum 19. Jahrhundert die Künstlerbiographik – auch unter dem Einfluß produktionsästhetischer Entwicklungen – den Zweck bekommt, Schlüssel zur Lesbarkeit des künstlerischen Werks zu werden, wird auch das autobiographische Moment in der *Italienischen Reise* zu einem ihrer prominenten Zwecke. Sie will als Dokument einer Selbstbildung und Selbstvergewisserung gelesen werden: Indem Goethe sein Italienerlebnis schildert, versichert er sich „der Ursprünge seiner klassischen Ästhetik“<sup>217</sup> – und damit seiner künstlerischen Existenz.

Soll der Reisebericht hier durch die Darlegung einer Bildungsgeschichte eine Wirkmacht im Sinne einer Behauptung und eines Plädoyers für die klassische Ästhetik entfalten, kann das biographische Moment des Reiseberichts auch gänzlich frei von solchen ‚pädagogischen‘ Zwecken sein. Zur gleichen Zeit, als Goethes *Italienische Reise* entsteht, veröffentlicht Lord Byron *Childe Harold’s Pilgrimage* (1812-1818). Gleich in der Vorrede macht Byron klar, daß die Bildungsgeschichte seines Helden nicht zum Exempel für ‚richtige Weltwahrnehmung‘ dienen soll:

I now leave ‚Childe Harold‘ to live his day, such as he is; it had been more agreeable, and certainly more easy, to have drawn an amiable character. It had been easy to varnish over his faults, to make him do more and express less, **but he never was intended as an example**, further than to show that early perversion of mind and morals leads to satiety of past pleasures and disappointment in new ones, and that even the beauties of nature, and the stimulus of travel (except ambition, the most powerful of all excitements) are lost on a soul so constituted, or rather misdirected.<sup>218</sup>

Lord Byron betont, daß sein Held gerade nicht als Exempel für die ‚richtige‘ Art zu reisen und die Welt wahrzunehmen diene. *Childe Harold’s Pilgrimage* interessiert dagegen als eindringliche psychologische Studie, als Psychogramm eines melancholischen Helden. Byron läßt die Seelenlage Childe Harolds in den Gegenständen widerspiegeln. Die Befindlichkeiten seiner Innenwelt werden auf die Außenwelt projiziert. Der Wahrnehmungsfokus ist auf das gerichtet, was an den Gegenständen mit der Melancholie des Helden korrespondiert. So liest dieser etwa durch seine Wahrnehmung Venedigs die eigenen Weltschmerz- und Dekadenzgedanken in die Stadt hinein. Der 4. *Canto* beginnt:

I stood in Venice, on The Brigde of Sighs;

---

<sup>216</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Dichtung und Wahrheit*, in: ders., Hamburger Ausgabe in 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz, Band 9, *Autobiographische Schriften I*, München (dtv) 1998, S. 8

<sup>217</sup> Ernst Osterkamp, *Goethes Kunsterlebnis in Italien und das klassizistische Kunstprogramm*, in: Konrad Scheurmann und Ursula Bonjaerk-Shomar (Hg.), „...endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt!“ *Goethe in Rom*. Bd. 1. Essays. *Publikation zur Eröffnung der Casa di Goethe in Rom*, Mainz (Verlag Philipp von Zabern) 1997, S. 147

<sup>218</sup> Lord Byron, *Childe Harold’s Pilgrimage*, in: ders., *The major works*, hrsg. von Jerome J. McGann, Oxford (University Press) 1986, S. 19-206, Zitat S. 21; Heraushebung CG

A palace and a prison on each hand:  
 I saw from out the waves her structures rise  
 As from the stroke of the enchanter's wand:  
 A thousand years their cloudy wings expand  
 Around me, and a dying Glory smiles  
 O'er the far times, when many a subject land  
 Look'd to the winged Lion's marble piles,  
 Where Venice sate in state, thron'd on her hundred isles!<sup>219</sup>

Der Eindruck der ‚dying glory‘, der sich in Childe Harolds Venedig-Wahrnehmung niederschlägt, korrespondiert mit der eigenen Dekadenzgeschichte des Helden, der aus Lebensüberdruß, Genußübersättigung, Weltschmerz und Einsamkeit zum Reisen aufgebrochen ist, wie der Beginn des ersten *Canto* darlegt. Die Gegenstände werden zum Zeugen der eigenen Befindlichkeit. Mit einer derart subjektiv geprägten Wahrnehmungsstruktur kann der Reisebericht nicht mehr der Vermittlung von Anwendungswissen dienen; Lord Byron spätestens bricht radikal mit dem tradierten Nützlichkeitsgebot und Objektivitätsideal. Dagegen macht sein Werk als Psychogramm eines melancholischen Helden nun ein Identifikationsangebot an den Leser, das die romantischen Zeitgenossen gerne annahmen: „[...] wenn sich Leser wie Reisende des späten 18. Jahrhunderts in Sternes Yorick wiedererkannten, so die des frühen 19. Jahrhunderts in Byrons Childe Harold.“<sup>220</sup>

Bei Sternes *A Sentimental Journey*, bei Goethes *Italienischer Reise* und auch bei Byrons *Childe Harold's Pilgrimage* handelt es sich um Reiseberichte, die als biographische Bildungsstudien der reisenden Subjekte lesbar sind – freilich mit je verschiedenen Bildungsabsichten in Hinblick auf den Leser. Reisen und der Bericht darüber dient nicht mehr (nur) dazu, Wissen und Bildung anzusammeln und darzustellen. Die reisenden Subjekte (und damit auch die Leser) lernen nicht mehr (nur) Objekte kennen, sondern sich selbst. Diese Selbstbetrachtung wird mit der Wende zum 19. Jahrhundert zu einem prominenten Zweck des Reiseberichts. Dabei ist ein erstes Zeugnis für diesen Zusammenhang „von Reiseschilderung und autobiographischer Vergewisserung“<sup>221</sup> schon in Herders *Journal meiner Reise im Jahr 1769* zu finden. Herder beschreibt eine Reise zur See; die Weite und Leere des Gesichtskreises, damit der Mangel an wahrnehmbaren Objekten in der Außenwelt, werden zum Anlaß und Vorwand einer Selbstreflexion:

So denkt man, wenn man aus Situation in Situation tritt, und was gibt ein Schiff, daß zwischen Himmel und Meer schwebt, nicht für weite Sphären zu denken! Alles gibt hier dem Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis! Das flatternde Segel, das immer wankende Schiff, der rauschende Wellenstrom, die fliegende Wolke, der weite unendliche Luftkreis! Auf der Erde ist man an einen todten Punkt angeheftet; und in den engen Kreis einer Situation eingeschlossen. Oft ist jener der Studierstuhl in einer dumpfen Kammer, der Sitz an einem einförmigen, gemietheten Tische, eine Kanzel, ein Katheder – oft ist diese, eine kleine Stadt, ein Abgott von Publikum aus Dreuen, auf die man horchet, und ein Einerlei von Beschäftigungen, in welche uns Gewohnheit und Anmaßung stoßen. [...] Nun trete man mit Einmal heraus, oder vielmehr ohne Bücher, Schriften, Beschäftigung und Homogene Gesellschaft werde man herausgeworfen –

---

<sup>219</sup> Lord Byron, *Childe Harold's Pilgrimage*, in: ders., *The major works*, hrsg. von Jerome J. McGann, Oxford (University Press) 1986, S. 19-206, Zitat S. 148

<sup>220</sup> Ralph-Rainer Wuthenow, *Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung*, Frankfurt am Main (Insel) 1980, S. 419

<sup>221</sup> ebd., S. 268

welch eine andre Aussicht! [...] Welche neue Denkart! [...] Wenn werde ich so weit seyn, um alles, was ich gelernt, in mir zu zerstören, und nur selbst zu erfinden, was ich denke und lerne und glaube!<sup>222</sup>

Der Clou von Herders Reisebericht besteht in der gänzlichen Ausblendung von Wahrnehmungen aus der Objektwelt während seiner Reise; er sucht eben nicht den fremden Gegenstand, den er verzeichnend und gelehrt dem bereits ‚angelernten‘ Fundus an Anwendungs- und Gelehrtenwissen hinzufügen könnte. Das Zurückgeworfensein auf sich selbst bei einer solchen Schiffsreise ist Anlaß, sich von Bildungsballast zu befreien – von „Bücher[n], Schriften, Beschäftigung und Homogene[r] Gesellschaft“ – und im Sinne des Herderschen Originalitätsdenkens sich aus sich selbst heraus zu bilden und die Individualität des eigenen Denkens und Empfindens zu überprüfen. Diesen Prozeß einer ‚originalen Selbstbildung‘ führt Herder im *Journal meiner Reise* exemplarisch vor, der Reisebericht wird zum Ort der Reflexion über die eigenen Standpunkte und Ideen, im Kern zu einer „umfassende[n] Selbstdarstellung“.<sup>223</sup>

Wenn sich aber das Subjekt im Reisebericht gleichsam selbst zum Objekt wird, bedarf das der Legitimation: Das reisende Subjekt muß hinlänglich ‚interessant‘ für den Leser sein, wenn diesem Biographisches ‚zugemutet‘ wird. Tatsächlich sind die Subjekte in den Beispielen, die wir für das Vordringen autobiographischer Zwecke angeführt haben, allesamt nicht dem tradierten Typus des bürgerlichen Gelehrten- und Bildungsreisenden zuzuordnen, der seine eigene Existenz dem ‚Nutzwert‘ seiner Mitteilungen unterordnet: Mit Goethe reist ein berühmter Künstler und Universal mensch, mit Herder ein Originalgenie<sup>224</sup>, mit Yorick ein empfindsamer ‚Narr‘, mit Childe Harold ein melancholisch-dekadenter Weltflüchtling. Es ist ihr besonderer Charakter und ihre Individualität, ihre ‚Sonderexistenz‘, deren ungewöhnliches Wesen das Interesse an ihren biographischen Mitteilungen zu begründen vermag. So korrespondiert das Vordringen des ‚autobiographischen Zwecks‘ im Reisebericht auch mit dem Aufkeimen des persönlichkeitspsychologischen Interesses der Zeit, das sich in den vielfach sich überschneidenden Diskursen etwa zum Geniekonzept, zur Charakterlehre oder zur Erfahrungsseelenkunde ausprägt. Auch bei Waiblinger haben wir es mit einer solchen ‚Sonderexistenz‘ zu tun: Mit einem reisenden Dichter, der seine speziellen Wahrnehmungen und Darstellungen Italiens durch seine dichterische Existenz legitimiert sieht.

---

<sup>222</sup> Johann Gottfried Herder, *Journal meiner Reise im Jahr 1769*, in: Rainer Wisbert (Hg.), *Johann Gottfried Herder. Werke in zehn Bänden*, Bd. 9/2, *Journal meiner Reise im Jahr 1769. Pädagogische Schriften*, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1985, S. 9-126, Zitat S. 14f.

<sup>223</sup> Katharina Mommsen, Nachwort zu Herders *Journal meiner Reise im Jahr 1769*, in: Johann Gottfried Herder, *Journal meiner Reise im Jahr 169*, hrsg. von Katharina Mommsen, Ditzingen (Reclam) 1976, S. 187-268, Zitat S. 188

<sup>224</sup> ebd., S. 188